



Inhalt: Marcella Sembrich. Nach einer Original-Aufnahme. Mit Text von F. S. — Mars und Apollo. Eine militärisch-mimische Erzählung von A. Oskar Kaufmann. (Schluß.) — Ghetta. Ein Dämmerungsstück von L. Wedberkop, mit Originalzeichnungen von Weimar. — Die Säcularfeier der akademischen Kunstausstellung zu Berlin. Von L. J. I. — Glückliche Jugend. Original-Zeichnung von Heinrich Rasch. — Monatsbilder: Juni. Bignette, mit Gebicht von L. J. — Dilettanten-Arbeiten. VIII. Die Porzellanmalerei. Von Anna v. Parpart. — Die Ausstattung einer Braut. Von Veronica v. G. II. Die Haus- und Tischwäsche. — Die Ausstellung weiblicher Handarbeiten im österreich. Museum in Wien. Von J. v. Falke. (Schluß.) — Aus der Frauenwelt. — Buntes Allerlei. — Wirtschaftsplaudereien. — Korrespondenz. — Zum Quartalschluß.

Marcella Sembrich in Berlin.

Motto.
Mit ihrer Zauberprache magischer Gewalt weckt
Musik alle träumenden Geister in unserer Brust und
belebte sie auf so wunderbare Weise, daß wir stau-
nend erst inne werden, welch ein schönes, klangrei-
ches Leben in uns ruht.

Nachdem Marcella Sembrich in Mailand, London, Peters-
burg, Moskau, Warschau, zuletzt in Madrid, als
Sängerin außerordentliche Tri-
umphe gefeiert und im Anfange dieses
Jahres durch ein von entschiedenem Er-
folge ausgezeichnetes Konzert in der
Singakademie auch dem musikalischen
Berlin sich flüchtig präsentiert hatte,
ist sie unlängst abermals, aber zu länge-
rem Besuch, in der Reichshauptstadt
eingetroffen, um diesmal auf den welt-
bedeutenden Brettern ihre Begabung
als dramatische Sängerin vor dem be-
währtesten und kritischsten Publikum zu
bewähren. Spät, doch glücklicherweise nicht
zu spät für sie selbst und uns — denn
Marcella Sembrich erscheint heute noch
im Vollbesitz einer schönheitsgesättigten,
zauberischen Stimme, wie einer voll-
endeten Technik — lernt Berlin sie als
Gesangskünstlerin allerersten Ranges ken-
nen und erfährt, daß die oft zu laut
und trügerisch tönende Fama Wahrheit
verkündete, wenn sie rühmte, daß
Marcella kaum eine Rivalin haben
dürfte unter den Sängerninnen, welche
heute die musikalische Welt mit ihrem
Ruhm erfüllen.

Aus der besten und berufensten Quelle
geschöpft möge hier einiges aus dem Le-
bens- und Werdegange der ausgezeichneten
Künstlerin mitgeteilt werden, ehe der
besondere Eindruck geschildert wird, den
sie auf den Gesangsfreund und Kenner
heute macht.

Marcella Sembrich ist am 15. Februar
1858 in einem kleinen Orte Galiziens
geboren; ihr Vater, Cajimir Kochanski,
war ein armer Musiker, welcher seine
zahlreiche Familie durch Unterricht erhielt.
Er wurde auch der Lehrer seiner Töchter,
deren musikalische Begabung er sehr bald
erkannte, von der er Großes in der Zu-
kunft erwartete und die er mit fieberis-
chem Eifer bemüht war schon in frühesten
Jugend in der Kunst einzuführen. Mit
vier Jahren begann der Unterricht im
Klavierspiel, mit sechs Jahren das Violin-
spiel für Marcella. Nur die sehr kräftige
Natur des Kindes vermochte den Anstren-
gungen eines solchen fast schonungslosen
Unterrichts zu widerstehen, ihm gute
Früchte abzugewinnen: schon mit zwölf
Jahren vermochte die kleine Marcella
ihren Lebensunterhalt durch Ausübung
ihrer Fertigkeit im Spiel beider Instru-
mente zu erwerben. Dabei hatte sie das
Glück, die Aufmerksamkeit eines alten,
originellen Mannes, Namens Badwan
von Janowicz, zu erregen, der es sich zur
Lebensaufgabe gemacht hatte, talentvolle
Kinder der galizischen Polen in der
Musik ausbilden zu lassen. Marcella ge-
wann sehr bald seine Gunst, wie sie so-
fort seine Aufmerksamkeit erregt hatte;
er nahm sich väterlich des Kindes an,
brachte es nach Lemberg, stellte es dort dem Direktor des
Konservatoriums, einem Schüler Chopins, vor und erlangte,
nachdem Marcella zur Prüfung Stücke von Liszt und Thal-
berg zur Zufriedenheit gespielt hatte, ihre Aufnahme in das
Konservatorium, in dem Professor Stengel, ihr jetziger Gatte,
ihr Lehrer wurde. Vier Jahre studierte hier die begabte Schü-
lerin Bach, Mozart, Beethoven, Chopin und Mendelssohn
und kam dann auf Betrieb Professor Stengels zu weiterer
virtuoser Ausbildung nach Wien zu Professor Epstein. Aus-
bildung natürlich nur im Klavier- und Geigenpiel. Denn

nicht ihr Vater, nicht ihr Wohlthäter Badwan von Janowicz,
nicht Professor Stengel selbst hatten bisher ihre Stimme ent-
deckt; Professor Epstein blieb es vorbehalten diese zu bemerken,
als außerordentlich zu erkennen und das junge Mädchen zum
Studium des Gesanges zu überreden. Er war es auch, der
Marcella dem bedeutendsten Lehrer der Gesangskunst und
Stimmbildner, Lamperti in Mailand, übergab. Musikalisch
vollkommen gebildet und lernbegierig wie wenige, machte sie
es schon nach zweijährigem Studium bei dem berühmten Ge-

und eilte zu neuem Studium zu ihrem geliebten Lehrer Lamperti
nach Mailand zurück. Im Juni 1880 ging sie nach London,
um sich um ein Engagement an der großen Saison-Oper, in
der Gesangsterne erster Größe, wie die Patti, Albani, Nilssen
glänzten, zu bewerben. Die bis dahin unbekannte, obwohl
gut empfohlene Sängerin mußte sich erst einer Prüfung unter-
werfen, ehe die Direktion es wagen wollte, sie dem Publikum
vorzustellen. Diese Prüfung aber, die in Gegenwart der
Patti stattfand und in dem Vortrag der ersten Arie der „Lucia“
(Regnara nell' silenzio etc.) gipfelte,
war von so durchschlagendem Erfolg,
daß Mr. Gye, der Direktor des Covent-
garden-Theaters, sich veranlaßt fand,
die junge Sängerin sofort für fünf
Sommer (während welcher Jahreszeit
die Londoner Saison der italienischen
Oper stattfindet) zu engagieren: der erste
erfolgreiche Schritt Marcellas zur Höhe
ihrer heutigen Kunststellung, ihres heu-
tigen Ruhmes! — Die Zeitungen haben
in zahlreichen Berichten von ihren dor-
tigen glänzenden Erfolgen erzählt, ebenso
von ihrem späteren Auftreten in Peters-
burg, Moskau, Warschau, Madrid; über-
all Bewunderung erregend, hat nun end-
lich die Künstlerin die Stätte aufgesucht,
wo ihrer eine wahrhaft kunstverständige
Würdigung harret; ihr Gastspiel auf der
Bühne des Kröllschen Theaters in Berlin
gestaltete sich zu einem förmlichen musi-
kalischen Ereignis.

Wer Marcella Sembrich auf der
Bühne, der eigentlichen Stätte ihres Be-
rufs, auch nur einmal sah und hörte,
wird nicht nur ihr außerordentliches mu-
sikalisches Können bewundern, wird sich
an ihrer in vollster Blüte stehenden sinne-
berauschenden Sopranstimme entzücken
und einen unvergesslichen Eindruck mit
hinweg nehmen. Mit stiegender Gewalt
reißt sie auch das kälteste Gemüt hin.
Von einem zufälligen Mehr- oder Wen-
dergelingen selbst des Gewagtesten kann
bei ihr in keiner Rolle die Rede sein:
ihr Wissen, Können und Empfinden bürgt
stets für unfehlbares Gelingen, für
höchste Wirkung. Wie zauberisch vermag
sie diese himmelgeborne süße Stimme zu
behandeln, den Ton mit pulsierendem,
warmem Leben zu erfüllen, ihn weiter
zu tragen; wie rein ist die Intonation,
wie frei von dem geringsten Anflug jenes
häßlichen tremolo, mit welchem italienische
Sänger Empfindung und Leidenschaft
imitieren; wie vollendet ist die Koloratur
in chromatischen Läusen und Trillern,
in ganzen und halben Tönen! Vom
Zauber dieses bestrickenden Gesanges ge-
bannt kann man erst dazu gelangen, sich
Rechenschaft über das Wie des Gehörten
abzulegen, wenn der Zauber mit dem
Vertommen der Töne endet, der ihm
stets folgende Sturm des Enthusiasmus
der entzückten Zuhörer vorüberzog: dann
aber ist das Resultat auch streng kriti-
scher Erwägung, so wie es in dem Voran-
stehenden geschildert wurde. Die Dar-
stellerin bleibt hinter der Sängerin
nicht zurück; unterstützt durch geistig
belebte Züge, namentlich durch sehr
ausdrucksfähiges Auge, beweist Marcella,
daß sie die ihr gestellte Aufgabe geistlich
zu erfassen und dramatisch wirksam zu
gestalten vermag. Wir wiederholen also: Marcella Sembrich
ist eine Gesangskünstlerin ersten Ranges, die unter den
Sängerinnen der Jetztzeit kaum eine ganz ebenbürtige Ri-
valin haben dürfte. Dieser hohe Rang ist aber nicht mühselos
erworben! Neben ihrer wunderbaren Naturbegabung war
es der unermüdete Fleiß, welcher die Sängerin zu der
Höhe ihrer heutigen Kunst erhob und den die im Privatleben
liebenswürdig bescheidene Künstlerin in strenger Selbstkritik
noch heute unablässig übt.



sangmeister möglich, in der neuerlangten Kunst zu debütieren
und auf der Opernbühne zu Athen während zweier Saisons
mit großem Erfolge zu wirken. Aus der hellenischen Haupt-
stadt trieb sie ihr Verneiner 1878 zurück nach Wien, wo sie
bei Richard Levy Gesangspartien nun auch in deutscher
Sprache studierte. Nach einem Jahr, 1879, wurde sie durch
die Vermittlung ihres Lehrers unter dem Namen ihrer Mutter,
den sie von da ab geführt hat, für die Dresdner Hofoper en-
gagiert, ohne jedoch dort die Beachtung oder die Stellung zu
finden, die ihr gebührte; sie blieb deshalb nur kurze Zeit daselbst

(Schluß.)

Mars und Apollo.

Eine militärisch-mimische Erzählung von
A. Oskar Klaußmann.

Mühselig eingezogene Erkundigungen bestätigten zum Teil wenigstens die Behauptungen jenes Briefes, und nach zwei schlaflos verbrachten Nächten, nach Thränen gegen den liebevollenden Lieutenant eine Kälte, die einen Eskimo hätte frösteln machen können. Lieutenant von Bertram, der in der Beurteilung von Frauen und deren Handlungsweise ja kein Neuling war, glaubte an eine augenblickliche Verstimmung, die er durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Liebesswürdigkeit, durch „Avancieren auf der ganzen Linie“ siegreich aus dem Felde zu schlagen gedachte. Als er aber ein sah, daß die Kälte zunahm, daß seine Aussichten mehr und mehr schwanden, ja daß er sich bei der jungen Witwe als mit Glanz „abgefallen“ betrachten konnte, da nahm die Verzweiflung unter der linksseitigen Watterung seines Interimsrockes dauernd Platz.

Hauptmann von Kreuzendorf, der die Satyre der Stadt M. „in Erbpacht“ hatte, behauptete natürlich, die Melancholie des Lieutenants sei durch das „Komödienspielen“ verursacht, welches nur dazu ins Werk gesetzt werde, um ehrlichen Menschen das Geld aus der Tasche oder den Verstand aus dem Kopfe zu locken, und der militärische Dirigent des Thespiskarrens, dem diese böshafte Rede natürlich noch brüchig überbracht wurde, ärgerte sich genügend; Lieutenant von Bertram aber blieb trüb, träumerisch, thranenweich, trostlos, tragisch, trotzig und treu seiner Verzweiflung.

Wiel weniger litt von den Pfeilen des himmlischen Gardeschützen Amor der Komiker und Gefreite Neumann. Er hatte sich als dramatischer Lehrer in das Haus des Rentier Schubert eingeführt und im Sturme das Herz — des Vaters erobert. Solch einen fideles Gesellschaftler, der mit Scherzen und Anekdoten vollgepackt war wie eine Konservenbüchse, und Wize sprühte gleich einer Feuerwerkskugel, hatte Herr Schubert — der allerdings in dieser Beziehung nicht gerade schwer zu befriedigen war — noch nicht kennen gelernt. Er freute sich schon vom frühen Morgen an auf die Nachmittagsstunde, in welcher Neumann erschien, um mit Fräulein Laura deren Rolle einzustudieren, wobei der Papa den beständig applaudierenden Zuhörer machte. Dann aber gehörte Neumann ganz dem Rentier, mit dem er die vorchriftsmäßige Zahl Weinflaschen austauschte und dem er bis zur Übermüdung Anekdoten erzählen mußte.

Fräulein Laura hatte kein weibliches „Ahnungsvermögen“ haben müssen, hätte sie nicht den Feldzugsplan des komischen Gefreiten durchschaut. Sie begriff seine Taktik sofort und beschloß sich nicht so leicht dadurch in Feindeshand liefern zu lassen, daß dieser die Grenzfestung, als welche der Papa schon wegen seines Enbopoints zu betrachten war, cernirte und zur Übergabe zwang. In dem Kreise von Offizieren, in welchem Laura den Thespisjünger Neumann kennen gelernt hatte, mußte dieser überdies in mehr als einer Beziehung unvorteilhaft auf die junge Dame wirken.

„Silberne Schnüre, Schnurrbart und Sterne
Haben die Mädchen gar zu gerne.“

behauptet das alte Soldaten-Marschlied, und Neumann hatte in seinem glatten Komikergeßicht keine Spur von einem Schnurrbart, auch war seine Uniform bis auf die beiden kleinen Abknetknöpfe am Kragen, das heraldische Abzeichen der Gefreitencharge, leider ohne allen Glanz und Prunk. Vorläufig beschloß also Fräulein Laura sich darauf zu beschränken, den Feind scharf zu beobachten, damit er sie nicht durch einen plötzlichen Ausfall überrumpelte.

Es läge hier noch die Verpflichtung ob, den Seelenzustand des Fähnrichs von Rampen zu schildern; aber wir schrecken vor dessen Beschreibung zurück, da dieselbe notwendig ein Nachtbild schauerlichster Art ergeben müßte.

V.

„Wohlthätigkeits-Vorstellung.“

Zum Besten der Überschwemmten am Rhein.
Sonntag, den 10. März 18..
Rosenmüller und Finke.
Luftspiel von Dr. Carl Koepfer.“

Die Zettel prangten, von sauberer Bataillonschreiberhand gefertigt, seit drei Tagen an den wenigen Hauptecken der Stadt M. Der große Tag war erschienen!

Sämtliche Billets waren vergriffen. Für das sogenannte „erste Parterre“ hatten die älteren Offiziere mit ihren Damen, sowie die bürgerlichen Honoratioren der Stadt die Plätze schon lange bestellt. Das „zweite Parterre“ hatte das Offiziercorps des in der Stadt garnisonierenden Bataillons ausgekauft und die Billets an die Feldwebel, Unteroffiziere und deren Frauen und Verwandte verschickt, sodaß die Acteurs allerdings vor einem „Parket von Militärs“ spielen sollten. Auf der Galerie drängten sich Vertreter der unteren Volksklassen von M., sowie Soldaten, vom Gefreiten abwärts, die sich das Vergnügen nicht verjagen wollten, ihre Lieutenants Komödie spielen zu sehen. Am Eingang zum Saale hatten zwei Soldaten im Paradeanzug, einer in der Uniform der Neuzeit, der andere in der aus der Zeit Friedrichs des Großen, Wache. Diese Kostüme waren das erste Mal vor einem Jahre beim Stiftungsfeste des Regiments verwendet worden und thaten seit dieser Zeit ihre Dienste bei allen Festlichkeiten, wenn diese auch gar keinen militärischen Charakter trugen. Daß die beiden kostümierten Statisten von ungebildeten Galeriebesuchern für Rosenmüller und Finke selbst gehalten wurden, that der allgemeinen Festesfreude natürlich gar keinen Abbruch. Der „Musikverein“ von M., der ebenfalls stark in Wohlthätigkeit machte, stellte das Theaterorchester, und höchst passend brachte er vor Beginn des Stückes die Ouverture zu „Fidelio“ zu Gehör.

Begeben wir uns, während die hehren Klänge durch den akustisch mangelhaft konstruirten Rathausaal ziehen, hinter die Coullissen, wo selbsterfindlich ein epidemisches Fieber herrschte. Die älteren Mitglieder der Liebhaberbühne zitterten

zwar weniger, aber ganz konnten sie sich doch dem Coullissenfieber nicht entziehen.

Gefährlich ergriffen war Fräulein Laura Schubert von der Angst, der niemand entgeht, welcher zum erstenmale die Bühne als Darsteller betritt. Die Dame war schon eine Stunde vor Beginn des Stückes vollkommen kostümiert, frisiert und von der Friseurin geschminkt, und zitternd wartete sie zwischen den Coullissen auf ihr Stichwort. Als die Ouverture begann, raffte sie sich auf, um durch das Loch im Vorhang das Publikum zu betrachten. Der Anblick der wogenden Köpfe, die in dem nächsten Augenblicke ihre sämtlichen Augen auf die Debütantin richten würden, machte Laura „ganz schwach“. Sie war wirklich wehr- und insolge dessen wortlos, als der Gefreite Neumann plötzlich neben ihr stand und nach einem Blick durch das Vorhangsloch mit eigentümlicher Betonung sagte: „Sehen Sie nur unsern Vater! Wie erwartungsvoll er aussieht!“

Laura war so wehrlos, daß sie sich von Neumann an der Hand fassen und in eine Seitencoullisse führen ließ, wo er wiederholt ihre Hand küßte und mit dreister Ruhe erklärte: „Mut! Mein liebes, teures Mädchen! Mut! Ich bin ja bei Ihnen!“

Oh, er hatte den Augenblicke des Überfalls nur zu gut gewählt, der verräterische Theaterrountinier!

Und nicht einmal zürnen konnte ihm die siebernde Laura, war er doch in ihrer Verlassenheit der einzige Tröster. Jeder der anderen Mitwirkenden hatte mit sich selbst zu thun, und am aufgeregtesten von allen war der Direktor und Oberstlieutenant in seiner doppelten Eigenschaft als Regisseur und Schauspieler. Bereits kostümiert machte er unablässig Inspektionsgänge durch die Garderoben, in die Requisitenstube, hinter den Coullissen.

Der Fähnrich von Rampen stand in dem Civilanzug seiner Rolle hinter einer Coullisse und zerriß sein Taschentuch. Er fand keinen andern Ausweg, sich vor einem Wutanfall zu bewahren. Seit Wochen litt er nämlich an den Qualen der Eiferjucht in geradezu unheimlicher Weise. Eiferjüchtig sein auf einen Vorgefetzten, wißt Ihr was das heißt?

Die berühmte Rede des Oberstlieutenants an die mitwirkenden Herren trug die Schuld an dem Unglück. Seit jener schwachen Stunde, in welcher Lieutenant von Heude sich bei dem Oberstlieutenant selbst verraten hatte, war bei ihm der Gedanke aufgestiegen, seinen Fehler dadurch zu korrigieren, daß er der Tochter des Oberstlieutenants energisch den Hof machte. Glaubte er dadurch den Vater zu gewinnen, oder gedachte er die Tochter zu seiner Fürsprecherin zu machen, genug, er huldigte Fräulein Helene so zart und taktvoll, daß diese seine Aufmerksamkeiten nicht zurückweisen konnte. Zähe- nürschend aber der Disziplin gehorchend, mußte der Fähnrich es dulden, daß der Lieutenant sich immer wieder Helene näherte und sich mit ihr unterhielt, während er bescheiden und schweigend beiseite stehen mußte, allein mit seinem Grimm. Trostdem Helene dem verzweifeltsten Anbeter bündige Versicherungen ewiger Treue gegeben hatte, wurde der arme Fähnrich doch in seinem Glauben wankend. Er wußte, daß er bereits zum Offizier eingegeben war, und täglich konnte sein Patent eintreffen, aber wie immer, wenn man auf etwas sehnsüchtig wartet: das Patent, welches den Standesunterschied zwischen dem Fähnrich und dem Lieutenant aufgehoben hätte, traf nicht ein. Und was konnte inzwischen sich Schreckliches begeben! Auch jetzt beobachtete er wieder, wie Lieutenant von Heude sich mit Fräulein Helene auf das eifrigste unterhielt, und die wilde Eiferjucht überwand in dem Fähnrich fast das Coullissenfieber.

Lieutenant von Bertram hatte sich stumm und ernst frisieren und kostümieren lassen und war in dem Augenblicke aus der Herrengarderobe getreten, als Frau von Kröben fertig für die Bühne aus dem Zimmer trat, das ihr als Garderobe diente. Der schmale Gang hinter dem Prospekt zwang sie, dicht an Bertram vorüberzugehen, der sie stumm durch eine Verbeugung begrüßt hatte. Als sie ihn passierte, sah sie unwillkürlich auf und in des Lieutenants Augen. Ein Blick traf sie, so wehmütig, so flehentlich und doch so glühend, daß die junge Wittve wie gebannt stehen blieb und ihre Linke auf das stürmisch-klopfende Herz preßte. Im nächsten Augenblicke war der Lieutenant im Besitze ihrer Hand — hatte er sie genommen, hatte sie sie ihm gegeben — sie wußte es nicht! Aber plötzlich entzog sie ihm dieselbe rasch wie unwillig und betrat schnell die Bühne. . . . Die Ouverture war verklungen, der rauschende Beifall, den sie hervorgerufen hatte, auch.

Ein Glockenzeichen hinter dem Vorhang, ein zweites und ein drittes. Der Vorhang ging kreischend in die Höhe, und die Scene zwischen des Hauptmanns Tochter und dem Diener Sturr (Fräulein Helene und Neumann) begann. Schon nach wenigen Minuten jubelte die Galerie über Neumanns Coullissenweiherei. Stürmischer Beifall empfing den Oberstlieutenant, da er als „Hauptmann Bloom“ die Bühne betrat.

Das Publikum war in lebenswürdigster, dankbarster Stimmung. Der fünfte Auftritt ging zu Ende.

(Man hört die Trommel des anrückenden Regiments sich nähern.)
Hauptmann. Ungefähr noch 500 Schritte weit. Km!
Km! Km! Das hebt die Beine! — Ach mir wird ganz wehmütig — hab's lange vermißt! (Er tritt den Takt.) Km! Km!
Km! Km!

Sturr! Km! Km! Km! Km! Km!
Hauptmann. Adieu Tinken! Km! Km! Km! Km! Km!
(Er marschirt nach dem Takte der Trommel zur Thür hinaus.)
Sturr (salutiert). Gehorsamster! (Dem Hauptmann nach.) Km! Km! Km! Km! Km! (ab).

Dröhnender Beifall des Hauses. Die beiden Tambours hinter der Scene haben zu trommeln aufgehört. Der Beifall beruhigt sich. „Ernestine“ will auf der Bühne wieder zu sprechen beginnen.

Da, was ist das?
Wie ein elektrischer Schlag geht es durch das ganze Haus!
Man hört trommeln, aber nicht hinter der Scene, sondern von der Straße her! Hastige, rasche Wirbel klingen dumpf herauf!

Langgezogene Töne der Flügelhörner von der Straße her. Wie erstarrt schweigt alles vor und hinter den Coullissen.
Generalmarsch!!!!

Schreie der Aufregung und des Schreckens im Publikum. Offiziere und Musketiere verlassen fluchtartig den zum Musentempel umgewandelten Rathausaal. Das civile Publikum drängt schreiend nach!

Der Vorhang fällt in ratloser Verzweiflung.

V.

Der erste Gedanke der Theaterbesucher war der, es sei in der Stadt Feuer ausgebrochen. Die Sache aber verhielt sich anders. Der seit drei Tagen neu ernannte Brigadecommandeur stellte sich den ihm untergebenen Truppenteilen dadurch vor, daß er sie zur Prüfung ihrer Schlagfertigkeit mit plötzlichem Besuche und sofortigem Alarm überraschte. Er war, begleitet von seinem Adjutanten, mit dem Abendzuge in M. eingetroffen, hatte sich nach dem Marktplatz begeben, wo im Parterre des Rathauses sich die Hauptwache befand, und hatte dem Hornisten derselben befohlen, Generalmarsch zu blasen. Jetzt stand der General auf dem Marktplatz mit der Uhr in der Hand, um zu prüfen, innerhalb welcher Zeit das alarmierte Bataillon „zur Stelle“ sein würde.

Plötzlich näherte sich dem General eine sonderbare Gestalt. Sie trug Uniform, aber dieselbe war die eines Offiziers aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Die Gestalt trug eine Perücke und war sehr geschminkt, was in der trüben Beleuchtung der Gaslaternen einen geradezu schauerlichen Eindruck hervorbrachte.

„Was wollen Sie?“ fragte der General erstaunt.
„Herr General! Im Namen der Humanität und der öffentlichen Wohlthätigkeit bitte ich um Urlaub für diejenigen Herren Offiziere, welche in Rosenmüller und Finke“ — Der General war ganz starr vor Verwunderung.

„Wer sind Sie?“ fragte er.
„Oberstlieutenant von Meersberg Bezirkscommandeur! Ich wollte —“

„Und Sie erlauben sich, mir in diesem Kostüm Ihre Meldung zu machen? Herr! Sind Sie des Teufels? Wollen Sie mich zum besten halten? Das ist ja ein Skandal, wie ich ihn noch nicht erlebt habe. Begeben Sie sich augenblicklich in die Wachtstube, damit Sie hier nicht zum allgemeinen Gespött herumschleichen! Das weitere wird sich finden.“

Geknickt und halb bewußtlos ging der Oberstlieutenant in die Wachtstube. Er hatte ja nur den General um Entschuldigung und Urlaub für diejenigen Offiziere bitten wollen, welche auf der Bühne beschäftigt waren, dabei aber ganz vergessen, daß er sich in der Bühnenuniform und nicht in vorchriftsmäßigen Anzuge befand.

Es war keine halbe Stunde vergangen und das Bataillon stand vollzählig auf dem Marktplatz. In dröhnendem Laufschrift waren die Compagnien kurz hinter einander angekommen, und ausatmend konnte der Bataillonscommandeur seine Truppe „zur Stelle“ melden. Der General war offenbar befriedigt über diese Schlagfertigkeit. Er schritt die Front ab und machte schon bei dem zweiten Zugführer, dem Fähnrich vom Rampen, Halt.

„Da ist ja auch mein Neffe!“ lächelte wohlwollend der General. „Nun, Hermann, es freut mich, dir mitteilen zu können, daß deine Beförderung zum Offizier von Berlin bereits eingetroffen ist. Ich wünsche dich heut Abend noch mit den Epaulettes zu sehen.“ Der General schritt weiter, seinen Neffen in einem Freudentaumel zurücklassend. Dann teilte er noch dem Lieutenant seine Beförderung zum Premier mit und sprach schließlich sein unverholenes Lob über die „Schneidigkeit“ des Bataillons aus.

Die Mannschaften wurden entlassen, und nun erfuhr der General auch, welche Störung seine Ankunft verursacht hatte. Als ihm der Commandeur des aktiven Bataillons einige Erklärungen gegeben hatte, war er bereit, die Sache in bedeutend milderem Lichte zu betrachten. Er suchte selbst den unglücklichen Theatercommandanten in der Wachtstube auf, hörte seine Entschuldigungen und erklärte schließlich, er wünsche die Wohlthätigkeit nicht zu stören, die Vorstellung solle wieder aufgenommen werden und er wolle ihr selbst beiwohnen.

Das verlaufene Publikum fand sich im Saale wieder ein und auch einige „Massauer“ benutzten die Gelegenheit, sich in den Saal zu schmuggeln.

Nach einstündiger Unterbrechung sollte die Komödie wieder beginnen, und zwar von vorn.

Der „Musikverein“ strich und blies eifrig so lange, bis die Mimen sich wieder kostümiert und — wie es im Bühnenjargon heißt — sich „das Lederzeug angestrichen“ hatten; das Publikum aber saß inzwischen voll Spannung und bewunderte vorläufig den anwesenden General.

Unterdess hatte sich auf der verlassenen Bühne eine sonderbare Scene abgepielt. Neumann war dem Alarmzeichen nicht gefolgt, sondern zu Laura getreten. Was galten ihm die eventuell zu gewärtigenden drei Tage Arrest gegen die günstige Gelegenheit, sich zu erklären. (Nebenbei bemerkt, wurde er im Bataillon nicht vermißt.)

„Sie gehen nicht auf den Alarmplatz?“ fragte ihn Laura, als sie sich plötzlich mit ihm allein sah.

„Nein!“ entgegnete der routinierte Komiker mit einem Feuer, das bewundernswert war. „Nein! Ich gehe nicht! Wo Sie sind, Laura, bleibe ich! Keine Macht der Welt soll mich von Ihrer Seite bringen. Sie bedürfen des Trostes und eines Gefährten, der sie schützt! Darf ich dieser Gefährte für das Leben sein? Laura, süßes Mädchen! Angebeteter Engel!“ Das Coullissenfieber, der Schreck durch den Alarm, die Einsamkeit, vielleicht wohl auch die Neigung veranlaßten Fräulein Laura, dem sie überrumpelnden Feinde schließlich zu erklären, daß sie sich mit ihm nach Ableistung seiner Dienstzeit verloben wolle. Die offizielle Braut eines „Gefreiten“ zu werden, war ihr doch wohl zu „genierlich“.

Das Komödienspiel begann wieder, das Publikum war womöglich noch beifallsfreudiger als vorher und riß dadurch die Darstellenden zu wirklich vortrefflichen Leistungen hin. Lieutenant von Bertram lächelte wieder. Der Beifall erregte auch ihn, die Beförderung hatte ihn ebenfalls sehr erfreut, und jetzt kam noch ein drittes hinzu, das ihm den Kopf vollends wirbeln machte. Als nämlich Frau von Kröben zu seiner Beförderung gratulierte und er ihre Hand küßte, fühlte er einen leisen Gegendruck, und als er sie in seinen Armen halb getragen auf die Bühne brachte und mit ihr die flotte Liebescene spielte, fühlte man, wie hier aus Spiel Ernst wurde. Aller Augen waren auf die Bühne gerichtet, wo „Hauptmann Bloom“ soeben seinem „Sohne“ erklärte:

„Vrum! Larum! Ein junger Offizier muß kein Süßholz raspeln! Ihr habt meiner Seel“ einen großen Stein im

Brette! Solch ein junger Fant von Fähnrich geht da dem Major, dem General voran!"

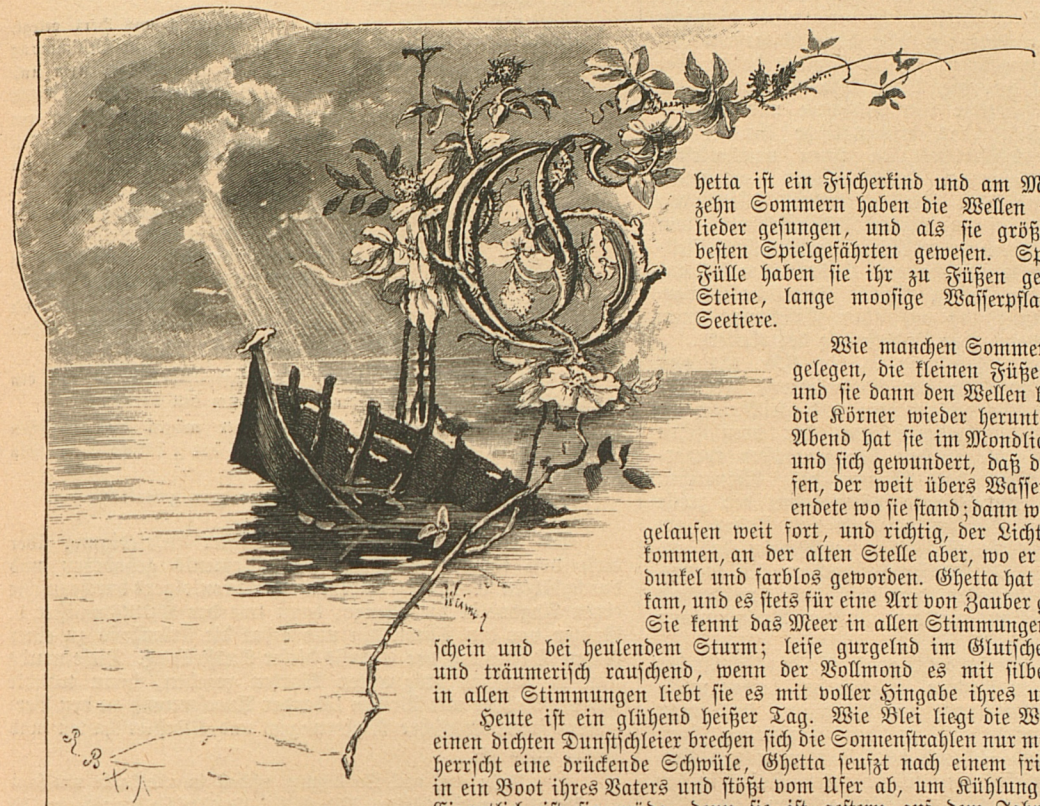
Plötzlich stand der Lieutenant neben Frau von Kröben, faßte ihre Hand und flüsterte ihr getren im Tone seiner Rolle zu: „Kosamunde! Donner und Doria! Ich liebe dich! Ich bete dich an! Darf ich werben um dich? Ein Wort sprich zu mir! Ja oder nein! Himmel oder Hölle!"

Ihre Blicke trafen sich, und er wußte, daß er erhört war. „Ich werde die Bewerbung gern sehen," flüsterte die Witwe, „aber nur unter einer Bedingung! Du sollst keine fremden Götter haben neben mir!"

„Niemals, niemals."

Die Vorstellung ging unter großer Heiterkeit der Zuschauer zu Ende und zwar einige Minuten früher als vorge-schrieben. Auf der Bühne umarmten eben die beiden feindlichen Brüder Bloom einander, dabei entfiel dem Hauptmann der Rohrstock und rollte weithin über die Bühne. Man hörte ein kurzes aufgeregtes Hundebellen, dann sprang ein Pudel auf die Pauke des Orchesters, von da auf die Bühne, apportierte den Stof, sprang wieder auf die Pauke, jedoch diese dumpf dröhnte, und überbrachte den Stof seinem Herrn, dem Hauptmann von Kunzendorf. Der Vorhang mußte fallen, weil man unter dem nicht endenwollenden Gelächter des Publikums kein Wort der Darsteller mehr verstand.

• Ende •



Ghetta!

Ein Dämmerungsbild von L. Wedderkop.

Ghetta ist ein Fischerkind und am Meere geboren; vor fünfzehn Sommern haben die Wellen ihr die ersten Wiegenlieder gesungen, und als sie größer wurde, sind sie ihre besten Spielgefährten gewesen. Spielzeug die Hülle und Fülle haben sie ihr zu Füßen gelegt, Muscheln, bunte Steine, lange moosige Wasserpflanzen und wunderbare Seetiere.

Wie manchen Sommertag hat sie am Strand gelegen, die kleinen Füße in den Sand gewühlt und sie dann den Wellen hingehalten, damit diese die Körner wieder herunterspülten; wie manchen Abend hat sie im Mondlicht auf die See geschaut und sich gewundert, daß der breite silberne Streifen, der weit übers Wasser kam, immer gerade da endete wo sie stand; dann war sie am Strand entlang gelaufen weit fort, und richtig, der Lichtstreifen war ihr nachgekommen, an der alten Stelle aber, wo er vorher gewesen, war es dunkel und farblos geworden. Ghetta hat nie begriffen, woher das kam, und es stets für eine Art von Zauber gehalten. Um so schöner!

Sie kennt das Meer in allen Stimmungen, in goldigem Sonnenschein und bei heulendem Sturm; leise gurgelnd im Gluttschein des ersten Frührots und träumerisch rauschend, wenn der Vollmond es mit silbernen Lichtern schmückt, in allen Stimmungen liebt sie es mit voller Hingabe ihres unschuldigen Herzens.

Heute ist ein glühend heißer Tag. Wie Blei liegt die Wasserfläche da, und durch einen dichten Dunstschleier brechen sich die Sonnenstrahlen nur mühsam Bahn. Am Lande herrscht eine drückende Schwüle, Ghetta seufzt nach einem frischen Luftzug, sie steigt in ein Boot ihres Vaters und stößt vom Ufer ab, um Kühlung auf der See zu suchen. Eigentlich ist sie müde, denn sie ist gestern auf dem Jahrmarkt gewesen und hat

bis spät in die Nacht hinein getanzt; lässig tauchen die kleinen Hände die Ruder ins Wasser, dann wendet sie den Kopf zurück und mißt mit den Augen die Strecke bis zu einer schmalen Landzunge, die weit ins Meer hineinragt; die muß noch umfahren werden, dann ist sie allein und ungestört, und kann sich ausruhen.

Ach das Tanzen war schön gestern Abend, besonders mit Einem! Verstand er es denn besser, als die andern? Nein das nicht, aber es ging doch herrlicher mit ihm als mit irgend einem sonst. Er hieß Lorenz. „Lorenz — —“ sagte sie leise vor sich hin und schlug mit den Rudern Takt dazu. Veräuschend war es auch gewesen, als sie beide nach dem Tanzen hinausgegangen ins Freie und sie an seinem Arm durch die bunterleuchtete Budenreihe spaziert.

Vor einer war er stehen geblieben und hatte ihr eine glänzende Perlenkette geschenkt.

Wie kam es nur, sie hatte diese Perlen ja noch gar nicht der Mutter gezeigt? Seltsam! — Aber jetzt hat sie ihr Ziel erreicht, vor ihren Augen liegt das weite stille Meer, über ihr wölbt sich der Himmel und im Rücken liegen langgestreckt die hoch aufgewehten Sanddünen. Nun ist sie allein. — Sie streicht die Ruder ein, fauert nieder auf den Boden des Bootes, so daß die Bank ihr als Lehne dient, legt den Arm auf den Rand, stützt den Kopf in die kleine braune Hand und läßt sich treiben.

Das Halsband, richtig, das muß sie heute noch der Mutter zeigen. — Sie zieht es hervor und läßt die blanken Kugeln durch ihre Finger gleiten. — Warum auch nicht? — Aber es ist doch wieder so schön etwas zu besitzen, wovon auf der weiten Welt kein anderer weiß, als der Lorenz und sie! — Ghetta legt das Band um ihren Hals, noch nirgend hat es bisher ungehörnt gesehen können; wie kühl und wohligh fühlen sich die Perlen an auf der warmen Haut, und wie es wohl aussieht?

Weit beugt das Mädchen den hübschen Kopf über das Wasser, ein paar strahlende Kinderaugen fangen das Bild in der Tiefe auf. Das bunte Kopftuch, im Nacken zu einem Knoten geschürzt, das goldblonde Haar, das darunter hervorquillt, das runde Antlitz und der reizende Hals mit der blitzenden Kette, alles ist da, zitternd und verschwommen, aber sie sieht es doch und freut sich dran, und der hübsche Mund teilt sich zu einem sonnigen Lächeln.

Plötzlich fährt sie empor und beschämend zuckt es ihr durch den Sinn: „Wenn Lorenz das gesehen hätte!“ Sie wird über und über rot. Wie dumm ist man doch mit fünfzehn Jahren und wie gut, daß sie allein ist. Nein, sie will jetzt vernünftiger sein, den ganzen Tag ist kein ordentlicher Gedanke in ihren Kopf gekommen.

Morgen soll gebügelt werden, heute hängt die Wäsche noch auf der Leine, morgen will sie's nachholen, gewiß. Das blaue Kleid, das sie gestern zum Tanz getragen, soll auch unter das Eisen, damit es fein glatt in die Truhe kommt. Wie es flatterte, als sie gestern in der Schaukel saßen. Es war schon dunkel im Wirtschaftsgarten, und Lorenz hatte so fest und sorgsam seinen Arm um ihren Leib gelegt, nie im Leben hat Ghetta sich so sicher gefühlt. Über ihnen blinkten die Sterne, die Linden-

äste, an denen die Schaukel befestigt war, ächzten und knarnten; hoch flogen sie daher und dahin. Der Nachtwind strich kühl um ihre vom Tanz erhitzten Gesichter, und eine zärtliche Stimme flüsterte ihr ins Ohr: „Kleine Ghetta!“ Und dann kam ein neuer Aufschwung, als ging's in den Himmel hinein. Ja! Das Kleid sollte gebügelt werden, und alles andere auch, nur heute nicht, Ghetta ist so müde. Der Kopf liegt schwer auf dem rechten Arm, der über die Bank geschlagen, die Augen fallen ihr zu.

Was dachte sie doch eben noch, es war so schön! Richtig, schaukeln und „Kleine Ghetta“ hatte er gesagt, „Kleine Ghetta!“ das hörte sie vom Vater oft, aber bei Lorenz klang es anders, bei weitem schöner; und eingewiegt von diesen Gedanken schließen sich ihre Augen: Ghetta schläft, und noch schläft der Meerergott auch.

Leise gurgeln seine Wellen an das Boot und treiben es weiter, und sanft schaukelnd wiegt er das Fischerkind in seinen Armen.

Er liebt die Kleine wie sie ihn geliebt hat ihr ganzes kurzes Leben hindurch, und wenn nicht drohende Wolken am Himmel heraufzögen und wenn sie nicht so fest schlief, sondern zu den Rudern griffe, würde er sie auch heimtragen helfen, bestimmt!

Aber der Sturm ist sein Feind, und wenn der ihm in die Krone fährt, dann ist es aus mit seiner Ruhe, dann ist er seiner Sinne nicht mehr mächtig

Am späten Abend hörte noch Oberstlieutenant von Meersberg im Offizierkasino viele Lobspüche, und selbst der Herr General zeichnete ihn so aus, daß der glückliche Liebhaberdirektor freudestrahlend dem Töchterchen, das auf ihn wartete, in der Nacht noch ausführlich Mitteilung davon machte.

Und nun benutzte Fräulein Helene kluglich die vorzügliche Stimmung des Vaters und gestand ihm, daß sie den Fähnrich — nein! — den Lieutenant von Kampen liebe! — Wie er diese Konfession aufnahm? — Nun, zuerst mit ziemlich starker Explosion unwilligen Erstaunens — aber als das Töchterchen nach dem stürmischen Tage endlich zur Ruhe ging, hatte es Freudenthränen in den lieben blauen Augen.

und weiß nicht was er thut. Vielleicht giebt's noch heut einen Kampf mit ihm! —

Da! Schon kommt die erste leichte Brise daher, die Fläche kränfelt sich, es sieht aus wie Stirnrünzeln. Mahnend schlagen die Wellen an den Kahn und rufen mit tausendfachen Stimmen hinein in ihren Traum: „Kleine Ghetta!“

Der Dunstschleier teilt sich, gelblichsaunte Wolken werden am Himmel sichtbar. Unheilverkündend flattern sie durch das All und ziehen ihren Schatten wie eine flackernde Schleppe über die aufgeregte Flut.

Immer mahnender ruft das Meer: „Mädchen erwache, Sorge für dich, mit der Ruhe hier ist es aus!“ aber Ghetta erwacht nicht, jede Welle trägt sie tiefer in ihren Traum. Wie gestern hört sie die Lindenzweige ächzen und fühlt den kühlen Wind an ihrer Stirn, und wie gestern schwingt sie sich hoch hinauf mit ihm in die grünen Wipfel. „O Lorenz!“ flüstert sie leise und ein seltsames Lächeln spielt um ihren Mund.

Da plötzlich bricht es mit furchtbarer Macht herein. Armer Meerergott, jucht der Sturm seinen alten Hader mit dir und lehnt dich schäumend auf gegen seinen furchtbaren Druck?

Die stille Fläche ist im Nu in eine brausende See verwandelt; wild hebt sie sich unter dem schwachen Boot, schüttelt das schlafende Mädchen auf und nieder, hin und her.

Wie beängstigend das Schaukeln wird und war doch eben noch so schön; und wie anders weht mit einennmale der Wind daher, wie falt und furchtbar! Mit einem plötzlichen Ruck packt er das kleine Fahrzeug, eine schäumende Woge schleudert es hoch empor. „Nicht so hoch, Lorenz!“ kreischt das Mädchen auf, aber noch ehe sich ihre Augen zum schrecklichen Erwachen geöffnet, hat der Meerergott sie in seinen Wellen dahingeschlungen und Ghetta hat ausgeträumt.

Der Sturm braust ein schauriges Sterbelied und Millionen schneeweißer Totenhügel rauschen über das arme Fischerkind, das tief unten am Grunde liegt, dahin.

* * *

Der Kampf mit dem Himmel dauert fort, den ganzen Tag bis in die sinkende Nacht. Immer neue heulende Winde fahren herunter, und immer aufgebrachter tobt der Meerergott ihnen entgegen. In blinder rasender Wut schleudert er seine mächtigen dunkelgrünen Wogen empor; aber sie reichen nicht hinauf, den Himmel zu stürmen. Wie in qualvollem Schmerz steigen hohle Seufzer aus seiner Tiefe auf, und die Wolken schaukeln mitzürnend hinein und ziehen einen grellen Wetter-schein durch seine Furchen.

Die Nacht bricht an und noch immer grollt es fort, erst am Morgen legt sich völlig der Kampf. Leise, wie ermattet von furchtbarem Ringen atmet das Meer und wie sanftes Schluchzen tönt es daher im Kommen und Gehen der Wellen.

Was tragen sie zum Lande? Es hebt und senkt sich, ein buntes Tuch wird sichtbar und dann ein bleiches, o wie bleiches Antlitz.

Eine holde unschuldige Menschenblüte, die im Kampf der ringenden Elemente zu Grunde ging! Süße Ghetta! Die Mutter-erde streckt sehnend die Hände nach dir aus und zieht dich wieder an ihre treue Brust. Schlaf wohl in ihrem Schoße! Unter dem Hollunderbusch, in dessen Gezweig der kleine rotbrüstige Hänfling brütet, sollst du ruhen, und auf deinem Hügel die duftende Strandnelke nicken, die du so liebtest! Arme Ghetta!

* * *





Die
Säkularfeier
der akademischen
Kunstausstellung
zu Berlin.

Von E. Ziemssen.

I.

Es war ein Vorgang von hoher Feier und tiefer Bedeutsamkeit für deutsches Kunstleben, der am 23. Mai im Landes-Ausstellungspalast zu Berlin um die ehrwürdige Person des deutschen Kaisers und dessen Familie die hohen Staatsbehörden, die Vertreter von Kunst und Wissenschaft, die Freunde der Künste und die Gebildeten aller Stände und Rangklassen vereinigte! Galt es doch einem Feste, wie solches, um mit der alten römischen Säkularformel zu sprechen, „von den Lebenden keiner zuvor gesehen hat und keiner wieder sehen wird“, der hundertsten Wiederkehr des Stiftungsjahres der Ausstellungen der königlichen Akademie der Künste! — In den Maitagen des Jahres 1786, ewig denkwürdig als das Todesjahr des Großen Friedrich, hatten sich zum erstenmale die Pforten einer preussischen Kunstausstellung der königlichen Akademie erschlossen und eine neue Ara preussischer und deutscher Kunst damit eingeleitet. Welch eine Zeit zwischen damals und jetzt! Nicht ohne Bewegung vermag der sinnende Blick des Patrioten wie des Kunstfreundes sie zu durchmessen!

Schon hatte die königliche Kunstakademie eine Lebens- und Wirkungszeit von mehr als acht Jahrzehnten hinter sich, bevor es zu einer ersten Gemälde- und Skulpturausstellung kam, deren großartige Säkularfeier, mit dem gestrigen Tage beginnend, sich nun durch volle fünf Monate hinziehen wird. Sie war wie die erste schwache Blüte an einem nach fröhlicher Pflanzung lange stehenden Baume. Denn die Regierungstendenzen des „Soldatenkönigs“, Friedrich Wilhelms I., waren der großgedachten Stiftung seines königlichen Vaters nicht hold gewesen, und auch unter der Herrschaft des Großen Friedrich fristete dieselbe im ganzen nur ein kümmerliches Dasein. In den Niesenkämpfen um die Existenz des Reiches und Preussens gutes Recht erschienen dem gewaltigen Monarchen die Interessen der Kunst nicht gewichtig genug, um, solange auch nur noch ein Dorf im Lande wüßt lag oder eine Stadt unter den Nachwehen der langjährigen Kriege litt, an die nachdrückliche Förderung jener auch nur einen Teil jener Mittel zu wenden, die er diesen mit voller milder Hand spendete. Erst im Todesjahr des großen Königs erlangte der einsichtige Protektor der Akademie, der kunstsinige Staatsminister von Heinich, von demselben die Bewilligung durchgreifender Neugestaltung des Instituts, sowie einer Dotierung mit den zu lebenskräftiger Existenz unerlässlichen Mitteln.

Das nun zu Grunde gelegte neue Statut ordnete u. a. an, daß womöglich alljährlich in den Räumen der königlichen Akademie eine öffentliche Ausstellung von Kunstwerken stattfinden solle, und, um den Worten gleich die That folgen zu lassen, beeilte sich das zu frischem Leben erweckte Institut, noch in demselben Jahre die Bevölkerung der Hauptstadt zu einer rasch organisierten ersten öffentlichen Exposition von Gemälden und Skulpturen feierlichst einzuladen. — Der greise Monarch, unheilbar leidend schon und in sorgenvollen Gedanken mit der Zukunft seines Reiches tief beschäftigt, erschien zu diesem festlichen Momente im Leben der preussischen Kunstpflege nicht; die Königin an der Spitze der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses wie des gesamten „Dienstes“ eröffnete die erste Ausstellung und empfing die ehrerbietige Begrüßung seitens der Akademie durch deren Protektor, Staatsminister von Heinich, der die Bedeutsamkeit des Vorganges in feierlicher Rede zu würdigem Ausdruck brachte.

Seit jenem Tage haben die öffentlichen Ausstellungen der Akademie bald Jahr für Jahr, bald ein Jahr um das andere mit großer, nie genug zu schätzender Einwirkung auf die Entwicklung des Kunststrebens wie der gesamten ästhetischen Kultur Preussens stattgefunden, bis zum Jahre 1876 in den Sälen der Akademie, dann bis 1881 und neuerdings noch einmal 1885 in den Räumen jenes bekannten provisorischen Holzbaues

am Cantianplatz, im Jahre 1883 in den Prachtträumen des Polytechnikums zu Charlottenburg ihre Stätte gefunden. Der Säkularausstellung endlich öffnete das Landes-Ausstellungsgelände, einst für die Hygieneausstellung des Jahres 1883 ins Leben gerufen, die großartigen, für den neuen Zweck mit Umsicht erweiterten und herrlich dekorierten Räumlichkeiten.

In den weiten Gartengründen vor dem großen Hauptportal dieses mit reichem Flaggenschmuck bis zur höchsten Kuppelwölbung äußerlich geschmückten Kunstpalastes war um die Mittagszeit des 23. Mai eine ungeheure Volksmenge versammelt, dem imponierenden Akte der Jubiläumsfeier beizuwohnen; der Hof samt dessen Gefolge, die hohen Staatsbehörden, die Vertreter von Akademie und Universität, das diplomatische Corps, die Kunstlerchaft in ihren namhaftesten Vertretern samt anderen geladenen notablen Persönlichkeiten füllten den zu einem unvergleichlich schönen, von künstlerischer Weiße durchhauchten Festsaal umgestalteten Kuppelraum bis auf den letzten Platz. Feierliche Erwartung lag auf allen Gesichtern: man harpte der Erscheinung des Kaisers.

Fast war es ein Uhr, als von der Höhe der Kuppelgalerie Trompetensignale ertönten und gleichzeitig die Kaiserstandarte samt der preussischen Fahne an den Flaggmasten emporflog: der Wagen des Monarchen hielt am Portal, und eine Minute später betrat der greise Herrscher, seine Tochter, die Großherzogin von Baden, am Arm, den Festraum. Weihevoll Klänge empfingen das erhabene Paar: Joachims „Festgruß“ in großem Stil komponiert und von dem Orchester der Hochschule meisterhaft exekutiert, erhob die Stimmung der illustren Versammlung auf den Höhepunkt.

Nach allen Seiten hin huldvoll grüßend, durchschritt der Kaiser mit seiner geliebten Tochter zwischen den beiden mächtigen korinthischen Säulenpaaren den Vorraum, trat unter dem Bogen der Triumphpforte in den wunderbar herrlichen Kuppelsaal ein und ließ sich durch den erlauchteren Protektor der Jubiläumsausstellung, seinen edlen Sohn, in den links vom Kuppelraum befindlichen Saal geleiten, an dessen Hauptwand, von blauammetnen Draperien umrahmt, der Thronhimmel prangte: unter ihm fünf Purpurammetstühle und einige vergoldete Stühle auf mäßigen Haut pas. Hier nahmen Vater und Tochter, sodann auch die übrigen Prinzen und Prinzessinnen Platz, und unter tiefer feierlicher Stille sprach nun der Kronprinz, ehrerbietig vor seinem kaiserlichen Vater hintertretend, folgende hochbedeutende und gedankenreiche Begrüßungsworte:

„Euerer kaiserlichen und königlichen Majestät, dem erlauchteren Protektor dieser Ausstellung, den Dank der Kunstlerchaft unseres Vaterlandes für den Schutz des von der Berliner Akademie der Künste veranstalteten Unternehmens darbringen zu dürfen, ist die erste der hier zu erfüllenden Pflichten, welche mir als Präsidenten des Komitees zufällt. Schön und zweckmäßig umgeschaffen, legen diese kunstlerfüllten Hallen und Säle Zeugnis davon ab, wie verständnisvoll und begeistert der nunmehr verwirklichte Plan erfaßt worden ist, zu dessen Durchführung alle Beteiligten aufopfernd mitgewirkt haben. Unser Jahrhundert hat trotz der gewaltigen Umgestaltungsarbeit, mit welcher es auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ringt, die Tugend der Pietät bewahrt: Denkmäler erheben sich überall, wo ein großer Mensch gewirkt hat, und die Erinnerung an edle Thaten der Vergangenheit wird dankbar gepflegt.

Auch die Ausstellung der Akademie der Künste beruft sich auf eine folgenreiche Auserkennung königlicher Huld aus vergangener Zeit. Indem vor 100 Jahren den Kunstlern Preussens die Gelegenheit verschafft wurde, ihre Werke untereinander zu vergleichen und den Zeitgenossen bekannt zu machen, geschah der erste Schritt auf dem Wege, welcher Ew. Majestät Vorfahren dazu führte, die ehedem nur die Einzelnen erfreuenden Werke der Kunst zu einem Besitze des Volkes zu machen und dadurch den idealen Schätzen Wirkung ins Große zu geben.

Dieser einem gesunden Verlangen der Nation entsprechende Grundgedanke hat der Stiftung, deren wir heut in Dankbarkeit gedenken, die Kraft verliehen, die unmittelbar folgenden verhängnisreichen Zeiten nicht nur zu überdauern, sondern mit erneutem Aufschwung aus ihnen hervorzugehen.

Ein Völkergewitter ohnegleichen, dessen Zeuge Ew. Majestät vor mehr als 80 Jahren gewesen sind, hat das alte Europa von Grund aus verändert. Auch das stille Schaffen der Kulturkräfte und insbesondere die Kunst ist davon tief erschüttert worden. Hatte sich bis ins vorausgehende Jahrhundert die künstlerische Überlieferung stetig vollzogen, so daß eine Generation der andern das Palladium des mit der Natur verjüngten Ideals anvertrauen konnte, so erhob sich nunmehr Zwietracht unter seinen Priestern.

Es bleibt ewig denkwürdig, daß gerade Männer aus dem Norden es gewesen sind, welche in Wort und Schrift, in Baukunst, Plastik, Malerei die Botschaft von Hellas verlinkten. Was Winkelmann, ein Sohn der Mark, den Kunstlern zugerufen, ward in dem Dänen Thorwaldsen, in dem Schleswiger Carstens und in dem anderen edlen Spross der Mark, in Schinkel, zur That: die Kunst der Griechen stand als Muster vor dem Geiste der Schaffenden.

Eine andere Schar, aus deren Mitte Cornelius hervorrang, ruft die deutsche Vorzeit zauberkräftig zurück und strebt in den vielgestaltigen Wandlungen der Romantik neuen Zielen zu. Dazwischen aber treten Künstler auf — an ihrer Spitze der Berliner Altmeister Schadow —, welche teils in geistiger Nachfolge Schillers, teils in hingebender Beobachtung der Wirklichkeit den Anregungen unseres heimischen Bodens folgen und Nachkommen erziehen, in denen wir mehr und mehr von unseren eigenen Zügen wiederfinden.

Wenn auch in immer anderen Formen, erfüllen diese Gegenstände die Geschichte der modernen deutschen Kunst.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in ihren Gebieten sich erweiternd, gewährt sie die Fülle der Erscheinungen, die wir in all ihrer Verschiedenartigkeit würdigen und genießen, gern hoffend, daß die mancherlei Gaben zuletzt in einem Geiste der Wahrheit, der Besittung und der Vaterlandsliebe zusammenwachsen werden.

Die Jubiläumsausstellung unserer Akademie bietet das reichste Bild künstlerischen Schaffens dar, welches je in Berlin geschaut worden. Nicht unsere heimischen Künstler allein und ihre deutschen Genossen haben ihr Bestes dargebracht; althergebrachter Sitte gemäß ist auch das Ausland gastlich eingeladen worden, und mit freudiger Bereitwilligkeit sind die Künstler aus den Nachbarstaaten und aus weiter Ferne dem Rufe gefolgt. Ihnen allen rufen wir ein aufrichtiges Willkommen zu.

Gleichzeitig aber sei ihnen die Mahnung ans Herz gelegt, darüber zu wachen, daß unsere Kunst ihrer höchsten Bestimmung nicht untreu werde, der Menschheit, hoch und niedrig, arm und reich, ein Quell jener Erhebung und Befeligung zu werden, welche zur Gottheit emporweist. Dann auch vermag sie erst den anderen Beruf zu erfüllen, der ihr gesetzt ist, trotz aller Mannichfaltigkeit ihrer Auserungen die Völker und die Menschen zu einigen im Dienste des Idealen!

Zu den Erzeugnissen freischaffender Kunst, welche unsere Ausstellung vorführt, gesellt sich ein Bauwerk seltener Art. Hervorgehoben durch die erfolgreiche Kulturthat des neu geeinten Deutschen Reiches auf klassischem Boden, giebt dasselbe in archaischer Treue ein Abbild jenes Zeustempels wieder, vor welchem einst die Spiele der Hellenen zu Olympia gefeiert wurden — eine rühmliche Leistung künstlerischer Begeisterung und Thatkraft.

Von seiner Zinne schaut der Siegbereiter herab auf den friedlichen Wettkampf moderner Völker um den Lorber.

Mit Ew. k. u. k. Majestät aber mögen die heimischen Künstler im Rückblick auf die Vorfahren das glückliche Bewußtsein teilen:

„Wohl dem, der seiner Ahnen gern gedenkt!“

Ein Murren und Summen tiefster Befriedigung über diese von edelster Erfassung des Moments gehobenen und durchglühnten Worte des heldenhaften Thronfolgers durchdrangte einen Augenblick die Menge; dann trat der Kultusminister v. Goltz vor den Thron hin und erbat die Erlaubnis zu einer kurzen Darlegung der Genesis dieser Ausstellung. Diese wurde nun in knappen prägnanten Worten gegeben, dann wandte sich der Redner mit Worten lobender Anerkennung zu den Vertretern fremdländischer Regierungen und Kunstlerchaften und sprach etwa so:

„Unser Ruf nach Beteiligung erscholl in alle Lande und fand überall den freudigsten Widerhall. Bereitwillig verzichteten die bildenden Künstler Österreichs auf eine für dieses Jahr geplante internationale Ausstellung und wetteiferten mit der deutschen Kunstgenossenschaft unter Münchens Führung in der Förderung des Unternehmens. Unter der einflussreichen Teilnahme der auswärtigen Regierungen wie der deutschen Vertreter im Auslande haben die Künstler in und außerhalb Deutschlands, in glänzender Gesamtrepräsentation Österreich und England, hervorragende Beweise ihres künstlerischen Vermögens hier vereinigt. Mehr als 2000 Aussteller sind durch weit über 3000 Werke vertreten. An Ölgemälden der Gegenwart allein zählen wir gegen 1600 von fast 1200 Künstlern, in Bildwerken gegen 300 von mehr als 200 Ausstellern. Auch die Abteilungen der graphischen Künste, der Architektur, der dekorativen Künste weisen reiche Beteiligung auf, und die historische Abteilung umfaßt über 600 Werke von mehr denn 200 Künstlern.

Anschließend an die akademische Ausstellung bitten um Ew. Majestät Beachtung die aus privater Thatkraft hervorgegangenen Schöpfungen — bestimmt, die Bewunderung der Mitlebenden wachzurufen für die großen Unternehmungen des Deutschen Reiches nach Olympia und des preussischen Staates nach Pergamon, und weiter zur Anschauung zu bringen die Errungenschaften Deutschlands im fremden Weltteil.

Liebe zum Vaterland und Achtung vor den vorausgegangenen Geschlechtern stralen Ew. Majestät entgegen in allen Räumen der Ausstellung. Ihren Ausgangspunkt nimmt sie von der leuchtenden Helbengestalt Friedrichs des Großen und ihren Abschluß findet sie in dem Ausblick der Kuppel.“

Als des Ministers letztes Wort verklungen war, erhob sich unter unbeschreiblicher Bewegung der ganzen Festversammlung der greise Kaiser, blickte mild und hochheitsvoll im Kreise umher und sprach dann mit weicher aber sonorer Stimme, in sichtlicher Ergriffenheit, folgendes:

„Auf einem anderen Boden, als wir es gewohnt sind, begehen wir heute die Erinnerung an den großen König, unter dessen Schutz vor hundert Jahren die erste der akademischen Kunstausstellungen eröffnet worden ist. Auch hier tritt uns das hellleuchtende Bild des großen Königs entgegen, der mit offenem Auge und hellem Blick stets erkannt hat, was zum Wohle des Vaterlandes frommte. Alles, was wir Großes und Gutes heute in unserem Lande bewundern, ist auf dem Fundament aufgebaut, das er gelegt hat; überall, wo er seine Hand anlegte, entstand ein Werk, das den Dank der Nachwelt verdient. Ich bin hocherfreut, daß diese Jubiläumsausstellung dazu Gelegenheit bietet, den großen König auch auf diesem Gebiete zu erkennen und den Dank und die Schätzung auszusprechen, die er verdient vor aller Welt.“

Noch tönten des Kaisers Worte in aller Herzen nach, als schon der Hof sich erhoben hatte und seinen Kundgang durch die Räume des Ausstellungspalastes begann. Der erhabene Händel'sche Chor aus Judas Makkabäus empfing im letzten Räume, dem Skulpturensaal, den Kaiser wie ein Hymnus aus höheren Sphären und schloß die denkwürdige Feier in unvergleichlich schöner Weise ab. Den Nachklang davon nahm der greise Monarch, der tiefbewegt aussah und Dank über Dank aussprach, mit sich hinweg in die Stille seines Arbeitszimmers, wo er noch lange gestanden und sinnenden Auges zu dem Standbilde seines Großen Vorfahren hinüberblickt hat. Ja! Wohl dem, der seiner Ahnen gern gedenkt und — so wie Kaiser Wilhelm gedenken darf!“

(Artikel II in nächster Unterhaltungsnummer.)



Heinrich Poppel
Wien

Glückliche Jugend! Original-Zeichnung von Heinrich Raab.

Monatsbilder.



Empor auf steilen Pfaden
Durch Halbe, Gang und Kluft,
Um Leib und Seel' zu baden
In Sommerluft und Duft!
Hoch oben, wo der Wartturm droht,
Von Morgen-sonnen-glut umloht,
Wie schau ich da zur Ferne
So gerne!

Zu Häupten seine Kreise
Im Blau der Adler zieht,
Vom Thal empor tönt leise
Der Glocke Morgenlied;
Und tausend Stimmen werden laut
In Busch und Baum, in Laub und Kraut;
Auf steigt vom schilf'gen Weiher
Der Reiher.

Empor auch du, o Seele,
Und schwing dich auf zur Höh!
Ob Sorg und Not dich quäle,
Laß fahren Leid und Weh!
Schau rings im Kreis dein Vaterland,
Des Rheinstroms blühend Silberband —
Da schweigt in stolzem Schauern
Dein Trauern!

Dir blüht noch mancher Segen;
Dir blüht noch reiches Glück;
Ob auch auf rauhen Wegen —
Vorwärts! Blick nicht zurück!
Dem deutschen Mann mit Weib und Kind
Erlahmt der Mut nicht so geschwind,
Und sollt in Zunitagen
Verzagen?

E. J.

Dilettanten-Arbeiten.

VIII. Die Porzellanmalerei.

Mit ganz besonderer Vorliebe wird von Dilettanten die Malerei auf Porzellan geübt, und es giebt wohl auch kaum eine dankbarere und namentlich zu Geschenken sich besser eignende Arbeit auf kunstgewerblichem Gebiet. Nur machen sich die Ausübenden leider meist viel zu schwer und denken nicht daran, daß sie hier mit weniger Mitteln das Bessere erreichen. Gerade auf diesem Gebiet trifft man die geschmacklosesten Arbeiten; viel zu dicker Farbauftrag, schwer und häßlich ausgeführte Blumen sind die häufigsten Fehler, die der Dilettant begeht. Die zarte Fläche des Porzellans bedingt eben genau das Gegenteil: einen zarten Farbauftrag, zierliche, aber dekorative Malerei. Denn auf Tassen, Tellern und Schüsseln (abgesehen von den zur Wanddecoration gebräuchlichen Schalen), darf kein ausgeführtes Bild die Wirkung der Formen stören, es sollen die darauf angebrachten Verzierungen vielmehr zum dekorativen Schmuck dienen. Außerdem bedingt die Porzellanfarbe selbst eine subtile Behandlung; ein dicker Farbauftrag nimmt der Malerei allen Schmelz und wirkt ordinär nach dem Brennen. Der Dilettant jedoch läßt sich oft täuschen durch die zu wenig sichtbare Farbe, welche ein erster feiner Pinselstrich erzeugte, und müßte es doch bald wissen, daß nach dem Brennen der zarteste Farbauftrag in voller Leuchtkraft wirkt; daher soll man lieber durch mehrmaliges Übermalen mit wenig Farbe und durch öfteres Abrauchen die Töne zu vertiefen suchen. Im allge-

meinen wird für Tassen und Teller die Vollmalerei viel zu sehr bevorzugt. Zart ausgemalte, stilisierte Blumen, mit feiner Konturzeichnung versehen, unter Umständen auch leicht, in Majolikamanier ausgemalte Ornamente sind zweckmäßiger und ansprechender. Nehmen wir uns doch hierin die Chinesen zum Vorbilde; ihre oft bizarre, immer aber graziose Zeichnung, ihre herrlichen, durchweg mit Kontur versehenen farbenprächtigen Malereien, ihr zarter Farbauftrag, verbunden mit fecker Pinselführung, sollten uns in mancher Hinsicht Stoff zur Belehrung bieten. Und so ist Anfängern zu raten, ehe sie sich an die Vollmalerei begeben, erst fleißig gute chinesische Malereien zu kopieren, bezw. nachzuahmen. Können Anfänger auch nimmermehr die Sicherheit und Reife in Zeichnung wie Farbbegebung so treffen, wie sie uns so überraschend bei den Chinesen auch in den geringsten Arbeiten entgegentritt, so wird doch der Dilettant hier bei fleißiger Übung und Beobachtung der eigentümlichen Malweise viel schneller und sicherer zu einer leichteren Pinselführung und richtigeren Farbbegebung gelangen, als wenn er sich ohne Vorübung an peinlicher Vollmalerei abquälte. Bald wird man beim Studium chinesischer Muster erkennen, daß gerade durch zart aufgesetzte Farbe und hauptsächlich durch graziose Linienführung der Hauptreiz im Porzellanmalen besteht und daß auch die Vollmalerei nicht in kompaktem, schwerem Farbauftrag ihre Wirkung suchen darf. Zum besseren Verständnis des Gesagten möchte ich auf einige chinesischen Bilderbüchern entnommene Motive aufmerksam machen, welche für Ober- und Untertassen komponiert sind, z. B. Blütenranken. Dieselben werden ganz matt rosa gemalt und einige der Blüten durch mehrmaliges Übermalen mit derselben Farbe ein wenig abgeschattiert. Zweige zart braun, Blättchen hell und dunkelgrün abwechselnd. Konturzeichnung dunkelbraun oder schwarz.

Streublumen nach chinesischen Motiven werden in beliebigen Farben, zart wie ein Hauch, hier und da mit etwas dunklerer Tönung versehen, gemalt und ebenfalls mit Konturen versehen. Sehr hübsch sieht es aus, wenn man die Tassen vor dem Bemalen mit einer leichten Farbe überziehen läßt (am besten in der Fabrik selbst), z. B. mit Mattgelb (Mischung von Eisenbeingelb und Grau) oder mit Mattblau (Mischung von Hellblau, Grau und ganz wenig Hellgelb), diesen Überzug brennen läßt und dann darauf malt, so erhalten die Farben einen gedämpften Ton durch die Unterlage. Mollkatzen sehen sehr hübsch aus, wenn sie innen mit einem intensiveren Farbenton angestrichen werden (z. B. Türkisblau, Pompadourrot oder Dunkelrotbraun), außen weiß gelassen und mit der entsprechenden dunkeln Farbe kleine Sträußchen oder Ranken nur in einem Farbenton abgeschattiert gemalt werden; Rand und Henkel des Geschirrs werden ebenfalls mit derselben Farbe versehen. Dieser einheitliche Farbenton wirkt feiner als Goldverzierung.

Neuerdings sucht man auch in Majolikamanier auf Porzellan zu malen und zwar mit vielem Glück. Es kommt dadurch ein flottes, feder Zug in das Wesen der Porzellanmalerei, welches ihrer gar zu leicht ins Kleinliche geratenden Technik einen künstlerischen Anstrich giebt und ihre engen Grenzen bedeutend erweitert. Hier reichen sich, so seltsam es klingen mag, chinesische und Majolikamanier die Hände und verschmelzen sich zu einem Ganzen, das wohl geeignet ist, die Porzellanmalerei zu einer freieren und doch leichteren Kunst zu gestalten, welche Steifheit und Kleinlichkeit gegen Anmut, Grazie und kühnere Formgebung eintauscht. So ist denn auch den porzellanmalenden Damen zu raten, Blumen, welche sie nach der Natur für Porzellanmalerei entwerfen, nicht in Vollmalerei auf Tassen u. zu malen, sondern in Majolika- oder chinesischer Manier ohne schweren Farbauftrag leicht und flott auszuführen. Will man die gedämpften Töne der Majolikatechnik recht nachahmen, so muß man vor dem Bemalen das Porzellan mit einem zarten gelblichen Ton (Grau und Eisenbeingelb gemischt) anstreichen und ihn einbrennen lassen. Den grellen Farben, als Rosenpurpur, Blaugrün, Dunkelgrün, setzt man beim Malen ein wenig Grau hinzu, so werden sie farblos, doch ist dies Geschmackfache, und der gelbliche Lokalfon trägt oft ausreichend dazu bei, die Farben zurückhaltender erscheinen zu lassen. Einige der Natur entnommene Motive (vergl. nebenstehende Zeichnungen) werden das Gesagte erläutern. Abb. A. Taufendgüldenkraut, Abb. B. Primeln, eignen sich besonders für diese Technik; sie ist die denkbar einfachste und wird auch dem Anfänger gelingen. Die Blumen von Abb. A werden zuerst mit Rosa etwa bis zur Mitte von der Spitze aus sehr zart

angemalt, nach dem Trocknen werden die Spitzen nicht bis ganz zur Mitte mit Violett übertönt. Nach dem Kelch hin sind die Blättchen weiß und werden mit Aufsetzweiß hier und da übermalt. Hin und wieder angebrachte graue Kontur am Rande der Blättchen hebt sie vom Hintergrund ab. Der Kelch wird mit Gelbbraun untermalt und hierauf mit Dunkelbraun übertönt. Die Blätter werden naß in naß durch Nebeneinanderlegen mehrerer Farbtöne fertig gemacht. Z. B. ein Gelbbraun neben Hellgrün, Olive neben Dunkelgrün. Die Konturen und Rippen mit Dunkelgrün, das mit Grau gemischt ist. Licht und Schattenvirkung muß leicht angedeutet werden durch feck aufgesetzte hellere oder dunklere Farbflecke, welchen man durch leichtes Vertreiben mit trockenem Pinsel einige Weichheit giebt. Abb. B. Primeln werden naß mit Rosa untermalt, dann gebrannt und hierauf entweder mit Pompadour- oder mit Gelbrot, je nachdem man es gedämpfter oder leuchtender im Farbton wählt, fertig gemalt. Der Kelch wird mit Gelb angelegt und nach außen hin mit Gelbgrün übergegangen. Die Stiele sind hellgrün, das Gras hellgelb oder braungelb zu malen, Blätter in lichten Tönen zu legen, mit Olive zu schattieren. Ein Kuchenteller Abb. C, zu den Tassen passend, halb nach chinesischen, halb nach majolikahähnlichen Mustern komponiert, soll erläutern, was ich weiter oben angedeutet. Das durchbrochene Randmuster ist weiß gelassen und zeigt in seinen Medaillons Streublümchen nach chinesischen Motiven, welche in zarten Farben beliebig ausgemalt werden können und schwarz oder braun konturliert werden. Der Mittelgrund ist mattblau und mit majolikahähnlichem Muster, einem Sonnenblumenstrauß, versehen. Der blaue Grund wird nur stark abgeraucht, nicht gebrannt, das Muster aufgetragen und die Sonnenblumen an ihrer Spitze bis etwas über die Mitte der Blättchen mit dem Meißel ausgekratzt. Dadurch, daß wir den Farbton nach dem Kelche hin stehen lassen, wirkt es wie leichter Schatten. Man übergeht nun die Blumen bis zum Kelch mit Eigelb, schattiert um den Kelch die Blumenblättchen hier und da noch etwas tiefer durch Grau oder Gelbbraun und malt den Kelch dunkelbraun, nachdem man ihn vorher mit Gelbbraun untermalt hat. Die Blätter werden nicht ausgekratzt und mit Olive, Gelbbraun, Gelbgrün in feinen, hier und da kräftigeren Tönen mit breitem Pinsel naß in naß fertig gemalt. Das Ganze wird mit braunen Konturen versehen. Auch auf grauem Grund würde das Muster sehr gut aussehen, ebenso auf Hellbraun; immer ist es ratsam, für den Grund mehrere Farben zum Lokalfon zu mischen, weil die Farbe dadurch hübscher wird, z. B. für Grau etwas Rosenpurpur und Hellgelb in das Grau zu mischen, für Braun etwas Gelb und Grau in die braune Farbe zu nehmen, der Grund wird dadurch weniger eintönig und wirkt nicht so unschön, wie die sonst in der Fabrik mit nur einer Farbe angelegten Gründe.*

Über das Porzellanmalen selbst wäre noch vieles zu bemerken, doch nur das Notwendigste kann hier Platz finden. Es darf weder zu viel Terpentin, noch zu viel Dicköl zum Malen genommen werden, beides in gleichem Maße etwa. Einige malen lieber nur mit Terpentin, dann hat aber die Farbe nach dem Brennen keinen Glanz, daher tauche man beim Malen den Pinsel vorsichtig ein wenig in Terpentin und ein wenig in Dicköl, und man hat dann das richtige Verhältnis. Größere Blumen, Figuren, Landschaften u. dergl. müssen mit etwas mehr Dicköl und weniger Terpentin gemalt werden, damit die großen Flächen vor dem Vertreiben nicht gerinnen und einen ruhigen Ton erhalten. Die Farben selbst müssen, je nachdem sie flüssig präparierte oder trockene Pulverfarben sind, verschieden behandelt werden. Die flüssigen Farben werden vor dem Malen mit ein wenig Dicköl mittelst Spachtel umgewälzt und verrührt, die Pulverfarben, welche besser zum Malen sind, da sie nicht so leicht schmieren, sind allerdings auch etwas umständlicher zu handhaben. Sie werden auf geschliffener Glasplatte mittelst eines Glasreibers und unter Zusatz von etwas Terpentin, Dicköl, einem Tropfen Nesselöl und einem Tropfen Wasser tüchtig durchgearbeitet, bis das knirschende Geräusch beim Anreiben aufhört und sie jede Spur von Korn verlieren. Oft genügt ein solches Durchreiben nicht, dann muß man vorher das ganze Pulver erst tüchtig mit etwas Wasser durchreiben, trocknen lassen und dann erst wie oben gesagt verfahren. Die kleine Mühe wird reichlich belohnt durch die Reinheit der Farbe und die Leichtigkeit des Malens. Vollmalerei, sei es in Blumen, Figuren oder Landschaften, bedingt von vornherein einen guten Unterricht, damit der Dilettant sich nicht an eine falsche Behandlung der Farbe gewöhnt und dadurch ähnliche geschmacklose und häßliche Malereien hervorbringt, wie sie heutzutage bei den ohne Unterweisung malenden Damen häufig, ja fast immer anzutreffen sind. Bietet ja gerade die Porzellanmalerei dem Anfänger durch ihre Technik die größten Schwierigkeiten und liegt gerade dadurch die Gefahr nahe, auf einen falschen Weg zu geraten, wenn nicht der erfahrene Rat eines Sachverständigen, am besten eines Künstlers in diesem Fache, den Irregehenden zurechtführt.

Anna v. Papart.

Die Ausstattung einer Braut.

Von Veronica v. S.

II. Die Haus- und Tischwäsche.

Die Haus- und Tischwäsche, die eigentliche flüssige Abteilung des Leinenschrankes, steht zu der im vorigen Artikel besprochenen Leibwäsche in schärfem Gegensatz. Während diese, als echtes Kind der Mode, mit ihr Wechsel und Wandel in Bezug auf Form und Ausstattung teilt und jeder Dame Gelegenheit bietet, Fleiß und Geschmack daran zu betätigen, währt die Haus- und Tischwäsche im ganzen den von alters her üblichen strengeren Stil, der jeden Zierat als überflüssig erscheinen läßt. „Im ganzen“ sage ich, denn berührt ist ja auch sie von der Mode worden: die altdeutsche Leinwandstickerei legt dafür Zeugnis ab. Wir alle kennen die Stadien, welche diese Mode von den einfachen und einfarbigen mäandrischen Linien an bis zu den vielfarbigen, kunstvollen eingewebten Vor-



* Um die Benutzung der beistehenden Motive zu fördern, haben wir einen Bogen „Vorlagen für Porzellanmalerei“ im lithographischen Druck hergestellt, welcher nicht nur die naturgroßen Vorzeichnungen zu A-C, sondern auch eine Anzahl anderer praktischer Vorlagen für Porzellanmalerei nebst Erklärung und Farbenangabe enthält. — Gegen Empfang von 1 M. 10 Pf. — 70 Kr. 5. B. versenden wir diesen Bogen franco per Post an die verehelichten Abonnenten. Administration des „Bazar“, Berlin W.

bären der verschiedenen Stilarten durchlaufen hat. Theegebede, Kaffeefertigkeiten, Handtücher und selbst das früher so unansehnliche und stiefmütterlich behandelte Küchengezeug sind augenblicklich diesem Zuge der Mode unterstellt, der bei aller verführerischen Schönheit und Vollkommenheit doch auch seine Bedenken hat.

Gegen solche Gefahr ist man bei dem ganz weißen Hauszeug geschützt: so anmutig und eigenartig jene schönen Kinder der Leinenweberei auch sind, so sehr sie Anlehnung an die Mode suchen durch bestimmte modische Farbe, nichts ist bisher imstande gewesen, das klassische Vorrecht der weißen Tischwäsche und der weißen Handtücher zu schmälern.

Mit der Hauswäsche, das ist der für Küche und Reinigungsweifen bestimmten Abteilung, verhält es sich ganz anders. Hier würde unser bereits verwöhnter Geschmack schlichte, schmucklose Stücke als einen Mangel empfinden. Bunte Vorten, Ränder, schmale Stickereien, Figurenweberei, bunte Initialen sind hier durchaus am Platz, denn sie bekunden das Interesse und die liebevolle Sorgfalt der Hausfrau auch für die allerinnerste Wirtschaft.

Je nach Verwendung der letzteren, für größeres oder feineres Geschirr, für Gläser, Messer, Lampen, Fenster, zum Servieren, Putzen u. sind die Gewebe im Material sowohl wie in der Ausführung verschieden. Leider gehen viele Hausfrauen bei dem Einkauf dieser Waren von dem Gesichtspunkt aus, recht billig zu kaufen, weil es nur „der Küche gilt“.

Die Größen der Tücher sind verschieden. Messer-, Tassen-, Fenster-, Lampen-, Silber- und Putztücher werden quadratisch, die Geschirr-, Toiletten-, Servier-, Porzellan- und Küchenhandtücher meist in länglicher Form genommen. Längliche Tücher werden in der Mitte einer Querseite, die quadratischen in der einen Ecke gestickt.

Ein Schritt weiter in der Abtheilung der Hauswäsche bringt uns zu den Handtüchern. Hier treten uns die Bezeichnungen Drell, Jacquard und Damast als unterschiedliche Merkmale für Muster und Qualität gegenüber. Sind für den Laien diese Ausdrücke auch nur rein technischer Natur, da sie sich auf verschiedene Herstellung resp. Anwendung verschiedenartiger Einrichtungen an den betreffenden Webestühlen beziehen, so dürfte unseren Leserinnen doch von Interesse sein zu erfahren, daß das Drellgewebe neben dem fernigen oft erhabenen Faden auch meist noch die einfacheren geradlinigen Muster beibehalten hat.

Der Bedarf an Handtüchern wird aus den drei Kategorien gedeckt, doch pflegt man zumeist die Tücher fernig und derb, und nur einen geringen Teil feinsädig und weich zu wählen. Die Breite variiert zwischen 45—53 Cent., die Länge wechselt zwischen 115—132 Cent.

Eine besondere Gattung bilden die Überhänge- oder Paradehandtücher, an denen die Textilkunst neuerdings durch sorgfältige Farbenstellung und Musterung vollendet Schönes aufweist. Ubrigens bieten dieselben ein reiches Feld für Handarbeiten durch Ausführung im Kreuzstich, Plattstich und Durchbrucharbeiten jeder Art.

Ähnliches wie von den Handtüchern gilt, in Bezug auf das Gewebe, vom Tischzeuge. Drell, Jacquard und Damast sind auch hier die drei Hauptgruppen, in welche sich der Bedarf an Tischzeug teilt, und ebenso wie dort werden derbere und feinere Sorten der Ausstattung zufallen, wird die Wahl der Muster eine verschiedene sein, da gerade auf dem Gebiet des Tischzeuges die Auswahl von ornamentalen und Blumen- desjins eine ganz ungewöhnliche ist.

Die Größe der Tischtücher wechselt mit der berechneten Personenanzahl. Ihre Breite variiert von 130 bis zu 200 Cent., Breiten von 260 Cent. und mehr müssen als Seltenheit gelten, sind aber vorhanden. Die Servietten wechseln zwischen 66 bis 72 Cent. □. Sie werden mit weißem oder farbigem Garn und ziemlich großem Monogramm in lateinischer Spiegelschrift oder verschlungenen Buchstaben in einer Ecke gestickt; die kleineren Tischtücher erhalten das entsprechend größere Zeichen gleichfalls in einer Ecke, größere Tischtücher, und zwar solche von 12 Personen an, werden auf beiden Enden in der Mitte des Querdurchschnittes mit je einem recht großen Monogramm, resp. mit Chiffren derartig geschmückt, daß beide Zeichen, die gegeneinander gefehrt sein müssen, sich auf der Tafel präsentieren.

Die farbig gemusterten Thee- und Kaffeegedecke werden je nach den Bordüren farbig gestickt; graue Obfervietten und Krebservietten erhalten weiße römische Chiffren.

Gegenstände, die sonst noch diesem Ressort angehören, wie Gartentischdecken, Buffetdecken, Decken für Unrichtliche, Tischläufer erwähnen wir nur des Interesses halber; wem genügende Mittel zur Seite stehen, der findet Gelegenheit genug, die Ausstattung an Eleganz und Luxus bis in die Details zu vervollständigen.

Aufstellung I. Preis ca. 160 Mark.

Table with 2 columns: Item description and Price. Includes items like '2 Ds. Küchenhandtücher, grauweiß Drell, Größe 42/110' and '6 Stück Drell-Tischtücher à 6 Personen, je 3 von einem Muster, Größe 136/170 à 3,70'.

Aufstellung II. Preis ca. 430 Mark.

Table with 2 columns: Item description and Price. Includes items like '1 Ds. Küchenhandtücher, grauweiß Drell, Größe 42/110' and '6 Stück Drell-Tischtücher à 6 Personen, Größe 160/170 à 5,40'.

Aufstellung III. Preis ca. 1540 Mark.

Table with 2 columns: Item description and Price. Includes items like '2 Ds. Küchenhandtücher aus grauweißem Drell, Größe 42/110' and '2 Drellgedecke à 6 Servietten (für Dienstboten), Tischstuch, Größe 130/170, Servietten 66 Cent. □'.

Artikel III. Betten u. Bettwäsche folgt in einer der nächsten Nummern.)

(Schluß.)

Die Ausstellung weiblicher Handarbeiten im österreichischen Museum in Wien.

Von J. v. Falke.

Neben diesen Kunstwerken — denn das sind sie in der That — fällt alles dasjenige ziemlich ab, was die Ausstellung an Arbeiten aus der Damenhand zu zeigen hat. Es ist offenbar die schwächste Partie. Und wenn man noch dazu in Betracht zieht, wie viele solcher Dilettantenstickereien als unzulänglich und verfehlt noch von der Jury zurückgewiesen worden, so ist wohl der Schluß erlaubt, daß die Reform der Stickerei trotz aller Schulbemühungen, trotz aller artistischen Publikationen, welche diesem Zwecke gewidmet sind, noch lange nicht tief genug in das Haus gedrungen ist.

Auf diesen Wegen begegnen wir einigen Stickereigeschäften auf unserer Ausstellung, die sich entschieden der Reform angegeschlossen haben und sich höchst vorteilhaft vor vielen anderen auszeichnen. So die Fabrik von Kunz und Mößner, welche mit Vorliebe rote und buntfarbige nationale Motive aus Ungarn und Kroatien aufnimmt, die Fabrik von Nowotny mit spizenartigen Stickereien in Weiß, Silber und Gold, die von Regine Heller mit vortrefflich ausgeführten Weißstickereien u. a.

Wie ausgezeichnet die nationalen Motive der Stickerei benutzt werden können, wie sie sich eleganter, sozusagen salonfähig machen lassen, erkennt man aufs beste an der selbständigen ungarischen Ausstellung, welche den ganzen Vorleseesaal ausfüllt. In dieser Abteilung steht das Nationale und das Moderne beisammen, dieses Moderne aber gearbeitet auf Grundlage des Nationalen. Die Ungarn haben es erkannt, daß sie national und eigentümlich bleiben und doch zugleich den Anforderungen der Schönheit genügen, wenn sie die Arten und Motive der Stickereien aus der Hand der Bäuerinnen — nicht einmal veredeln, denn das ist gar nicht nötig, sondern nur einfach auf ihre eigenen Gebrauchsgegenstände und Dekorationsstoffe übertragen.

So weit wie in Ungarn ist man anderswo noch nicht an den Sitten der nationalen Hausindustrie. Unsere Ausstellung zeigt sehr schöne Kollektionen aus den verschiedenen Kronländern Österreichs, aus Dalmatien, Bosnien, Kroatien, Galizien und ganz vor allem aus Mähren, sämtlich aber noch ohne die Anwendung auf die moderne Kunst. Hier fließt also noch bei der Verschiedenheit aller dieser künstlerisch eigentümlichen Arbeiten eine überaus reiche Quelle der Belehrung. Wie schön und reizvoll sind nicht die mit Gold und Silber gemischten farbreichen Blumenstickereien der bosnischen Frauen auf dem leichten muselinartigen Stoffe ganz in türkisch orientalisierender Art! wie verschieden davon die Goldstickereien der Dalmatiner in griechisch-albanesischer Art! wie farbig, wie einfach im Motiv, und doch wie unendlich mannigfach in diesem Motiv die gestickten Bordüren der ruthenischen Frauen in Galizien, von denen Fräulein Hieronyma Dzakiewicz eine Kollektion zur Ausstellung gesendet hat.

äußerster Feinheit, der zartesten und geschicktesten Damenshand würdig. Man kann sie nicht genug betrachten. Dazu kommen als besondere Eigentümlichkeit selbst verfertigte, meist sehr feine Klöppelspitzen, die entweder ganz farbig oder mit farbigen Fäden so durchwirkt sind, daß sie sich aufs Beste mit den farbigen Stickereien zu einem harmonischen Ganzen verbinden. Diese mächtigen Spitzen sind aber auch in der Zeichnung originell und interessant, sodaß sie sich selbst als eine benutzbare Quelle für den Wiener „Spitzenkurs“ erwiesen haben.

Dieser Spitzenkurs, von dessen Entstehung und Einrichtung bereits oben berichtet worden, bildet mit seinen Arbeiten den Mittelpunkt der dritten großen Abteilung unserer Ausstellung, der Spitzen nämlich. Die Idee, von welcher die Leitung des Spitzenkurses ausgegangen ist, war die folgende. Soll überhaupt die Spitzenindustrie Österreichs gehoben werden, auch materiell, so muß sie vor allem bessere Arbeit liefern, welche die Konkurrenz besteht; die bisherige in ihrer ordinären Art vermochte das nicht. Nun ist es aber schwer mit den Spitzenarten Frankreichs, Belgiens u. s. w. auf das Gleiche zu kommen, wo seit mindestens zwei Jahrhunderten die Tradition, die Übung, die Geschicklichkeit der Hände, der Geschmack, das Kapital, die Geschäftsverbindungen und Geschäftskenntnisse einen Vorprung geben, der von der ärmlichen und leidenden Bevölkerung des Erzgebirges schwerlich einzuholen wäre. Sollte es dagegen nicht möglich sein, mit anderen, in jenen Ländern noch nicht geübten Arten der Technik sich ihnen an die Seite zu stellen? Die Geschichte der Spitzenfabrikation bietet so manche heute nicht mehr geübte Methoden dar, die sich vielleicht wieder in Mode bringen lassen, wie ja ähnliches der modernen Reform des Geschmacks auf anderen Gebieten der Kunstindustrie vielfach gelungen ist. In jedem Falle mußte auf diesem Wege eine außerordentliche Übung der arbeitenden Kräfte zu erzielen sein, welche etwaigen rasch eintretenden Geschmacksstufen gewachsen wäre.

Dieser Weg ist nun in der That im Wiener Spitzenkurs eingeschlagen, und so ist seine überaus reichhaltige Ausstellung wie ein Gang durch die Geschichte der Spitzenfabrikation. Man findet alle Methoden vertreten, von der frühesten Reticella an bis zur modernen Duchesse. Mit Vorliebe freilich sind jene behandelt, welche noch der Renaissance näher stehen. Die venetianischen Arten der zierlichen Rosenspitze und der kräftigen Reliefspitze, und bei dieser Vorliebe ist denn zugleich der Hauptnachdruck auf eine schöne und edle Zeichnung gelegt, welche von der französischen und belgischen Spitze seit dem Ende des siebzehnten oder dem Anfange des achtzehnten durchweg vernachlässigt worden. Der Spitzenkurs lehrt sowohl die Klöppelei wie die Nadelspitze, und was es insbesondere in der letzteren zeigt, sind zum Teil großartige Leistungen, vollkommen allem an die Seite zu stellen, was die Vergangenheit darin geschaffen hat. Es seien als Beispiel nur die Arbeiten für die Kronprinzessin Stephanie hervorgehoben.

Wie es auch beabsichtigt war, zeigen sich alle anderen Spitzenarbeiten der österreichischen Monarchie bereits von der Wiener Centrale beeinflusst. Sie sind so ziemlich alle gekommen, die Hauptstätten wie die Fachschulen: Gossengrün, Graslitz, Hohenploh, Zafopane, Proveis, Idria, Ceperano u. s. w. Die Mehrzahl von ihnen arbeiten in Klöppelei, da sie für den großen Bedarf zu sorgen haben. Bei allen sind gut gezeichnete, regelmäßige Muster in der Vorhand. Ihnen folgen auch die Geschäfte, unter denen Franz Bollarth obenan steht, zum Teil auch die Stickerschulen, wie die Triester und die Agrarier, und selbst die Damenarbeiten, denn mehr und mehr verbreitet sich auch die Nadelspitze als häusliche Arbeit.

So ist der künstlerische Erfolg aller der vielen Bemühungen, wie ihn unsere Ausstellung ans Licht bringt, in keiner Weise in Abrede zu stellen. Sowohl auf dem Gebiete der Spitzenfabrikation, wie der Stickerei überhaupt sind die Leistungen ebenso neu und originell wie außerordentlich, was die Vollkommenheit betrifft, und sie finden Bewunderung und auch eingehendes Studium genug. Ob sie aber auch der materielle Erfolg krönen wird, ob es gelingen wird, das Neue und Schöne zur allgemeinen Mode zu machen und an die Stelle des Veralteten und Unschönen zu setzen, das bleibt abzuwarten. Schwer wird es unter allen Umständen sein, zumal unter der gegenwärtigen Geschäftsstockung, welche wie eine schleichende Krankheit die Kunstindustrie ganz besonders trifft. Nun, es gilt auch unter dieser Unlust, zu der sich noch die Zerlehnung der Schwarmgeister gesellen, Mut und Vertrauen aufrecht zu erhalten.

Aus dem Frauenleben.

Der außerordentlich rege Kunstbetrieb in Frankreich, für das weibliche Geschlecht noch neuerdings durch eine reichhaltige, wertvolle Gemälde- und Skulpturen-Ausstellung im Palais der Champs-Élysées bestätigt, läßt sich auch statistisch nachweisen. Die Zahl der zur Zeit lebenden und wirkenden Malerinnen und Maler Frankreichs beläuft sich auf die ungeheure Zahl von 22 357 Personen, deren Fleiß jährlich etwa 15 Quadrat-Kilometer Leinwand mit Farben bedeckt. Sie beschäftigen 671 weibliche Modelle, darunter 120 Französinen, 230 Italienerinnen, 80 Deutsche, 60 Schweizerinnen, 50 Spanierinnen, 49 Belgierinnen, 45 Engländerinnen, 30 Amerikanerinnen u. s. w., die meisten, etwa 1/3, unter 22 Jahren. Der Verdienst beläuft sich auf 2, 3, 4 Francs die Stunde, steigt aber unter Umständen bis auf 20, 30 und 40 Francs.

Die Preisjury für die „Spezialausstellung weiblicher Handarbeiten im österreichischen Museum“ (über welche im „Bazar“ der eingehende Bericht des Direktors Hofrat von Falke in Wien) hat nachfolgende Auszeichnungen an Ausstellerinnen und Mitarbeiterinnen beschlossen und zuerkannt:

Die silberne Medaille des k. k. Handelsministeriums an Frau Regine Heller; die bronzenen Medaille an Frau Anna Biedermann in Wien; das Diplom des k. k. österreichischen Museums an Frau Franziska Pleyer, Leiterin des Zentral-Spitzenkurses in Wien; Frau F. Firth in Pest, die Kunstgewerbeschule des Klosters der Barmherzigen Schwestern in Agrar und das ungarische Staats-Lehrerinnen-Seminar in Pest; die bronzenen Medaille des k. k. österreichischen Museums an Fräulein Emilie Stiasny, Fräulein Ernestine Bamberger, Fräulein Stephanie Christomanno, Fräulein Hermine Eggard in Wien, Fräulein Marie Ettinger in Agrar, Fräulein Emma Felgel in Salzburg, Fräulein Johanna Föbber in Laibach, Fräulein Emma und Sabella Gölner in Bistse, Frau Anna von Ivanovic in Waja, Frau Marie von Mayerberg in Krakau, Frau Antonie Stüb-

nica in Neuhaus, Fräulein Hermine Walte in Wien, die Fachschule für Spinnmäherei in Gossengrün, die Landes-Frauen-Industrieschule in Pest, die Fachschulen für Spitzenklöppelei in Isola, Proveis und Sobar.

In dem reizenden Schlosse Sibyllenort, wohin sich das sächsische Königspaar samt der Familie des Prinzen Georg zu einem Frühlingsaufenthalt begeben hat, ist nunmehr die feierliche Verlobung der Prinzessin Marie Josepha, Tochter des Prinzen Georg (geb. 31. Mai 1867), mit dem Erzherzoge Franz Ferdinand von Österreich, ältestem Sohne des Erzherzogs Karl Ludwig, am Geburtstage der Prinzessin, begangen worden. Die Bekanntschaft der Liebenden wurde auf Schloß Trautmannsdorff bei Meran, wo die Königin Carola mit ihrer Nichte kürzlich verweilte, vermittelt.

Aus dem künstlerischen Nachlasse des Malers Rudolf Henneberg ist durch Vermächtnis seiner Erbin und Schwester, des eben verstorbenen Fräulein Minna Henneberg, eine reiche Kollektion vorzüglicher Skizzen, Studien, Zeichnungen u. s. w. (unter ihnen die Entwürfe zu Hennebergs berühmtem Werke „die Jagd nach dem Glück“) in den Besitz des herzoglichen Museums in Braunschweig übergegangen. Ein wertvolles Gemälde von Passini hat die Verstorbene der Berliner National-Galerie durch letztwillige Schenkung überwiesen.

In Stuhlweizenburg, der berühmten ungarischen Bischofsstadt, ist eine neue Komposition der talentvollen Gräfin Malwine O'Donnell, die Operette „die Männerfeindin“ mit großem Erfolge ausgeführt.

Frau Vosboom, Anna Lucie Gertrude geb. Toussaint, niederländische Romanistin von Bedeutung, ist im Alter von 74 Jahren kürzlich in Haag gestorben. Ihre bekanntesten Dichtungen sind: De leidsche student, Graaf Pepoti, Een kroon voor Karel de Stonte, Diana, Majorkorouwe de Manleon. Sie war mit dem trefflichen holländischen Architekturmaler Jean Vosboom vermählt und lebte in glücklichster Ehe, in der beide Gatten um die Wette künstlerisch produzierten.

Daß die Damentoilette einen sehr bedeutenden Konsum an Federn, großen und kleinen, fremden und einheimischen, erheischt, ist bekannt und im Interesse der Schonung der so wie schon vielfach bedrohten Vogelwelt oft beklagt worden; unbekannt dürfte es sein, wie ungeheuer der Verbrauch ist und wie kolossal namentlich der Import von exotischen Vögeln resp. Vogelbälgen und -Federn. England allein importiert, teils aus Indien, teils aus anderen Ländern Asiens, auch aus Afrika und Amerika, jährlich für mehr als 40 Millionen Mark. Man hat berechnet, daß England und Frankreich zusammen von exotischen Vögeln mit Glanzfedern 1 500 000 Vögel einführen, darunter allein 250 000 Kolibris, die unter diesem Verwüstungskriege rettungslos binnen kurzen dürften ausgerottet werden! An Straußenfedern expediert der einzige Ort Aßen, allerdings der Haupthandelsplatz für diesen Artikel, jährlich an 7000 Pfund! Man bedenke, was das bei dem leichten Gewicht einer schönen Straußenfeder sagen will! Beruhigend nach dieser Richtung hin ist allerdings der Umstand, daß die Aufzucht der Strauße in großem Umfange betrieben wird, eine Ausrottung der schönen Riesenvögel um ihrer Federn willen wenigstens nicht zu befürchten steht!

Der unter hoher Protektion stehende, sehr reich wirkende Gijela-Verein zur Ausstattung heiratsfähiger Töchter Wiens hielt jüngst seine 5. ordentliche Generalversammlung ab. Der Rechnungsbericht ergab, daß sich das veranschlagte Ausstattungskapital im letzten Jahr nahezu verdreifacht hatte, und zur Zeit die gewaltige Summe von 2 516 000 Gulden ausmacht. Zum Präsidenten wählte man den Grafen Adolf Podstatky-Viedtstein, zu Vizepräsidenten die Herren Maurus Jokai, Abgeordneter und Schriftsteller in Pest, und Oskar Graf Christallnigg.

Zu ihren Bemühungen um Erschließung neuer, bisher den Männern ausschließlich zugänglicher Arbeits- und Gewerbegebiete geht die weibliche Emanzipation, namentlich in außerdeutschen Ländern, mit starken Schritten vor. So traten am 9. d. M. bei einem Stiergefecht zu Nimes neben den fünf männlichen Toreros zum erstenmale auch drei weibliche Stierkämpfer in Aktion! Daß „aller Anfang schwer ist“, sollten dieselben ohne Bögen an sich selbst erfahren. Fräulein Benita del Amo wurde gleich beim ersten Zusammentreffen von einem mächtigen schwarzen Stier zu Boden geworfen und nur mit Mühe von den Toreros vor einem jähen Tode bewahrt; auch die beiden Kolleginnen kamen in große Gefahr gespießt zu werden, und entgingen derselben gleichfalls nur durch energische Intervention der männlichen Kollegen. Schließlich ging das Schauspiel ohne Blutvergießen für sie zu Ende; nur die Stiere mußten das ihrige hergeben. Das Publikum klatschte dem abscheulichen Vorgange begeistert Beifall zu. — Nur weiter so!

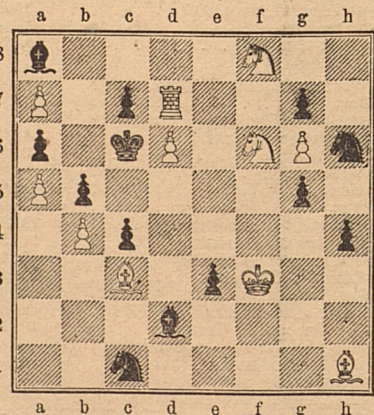
Buntes Allerlei.
Schach.

Aufgabe Nr. 178.

Von G. Fano.

Zweiter Preis im letzten italienischen Problemtourier.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 178 Seite 220.

Weiß.

1. S d 5 n. f 4.

Schwarz.

1. K e 4 n. b 4 oder

d 4.

Weiß.

2. T a 3 — a 4 oder

S f 4 — d 3 matt.

A.

Weiß.

1.

Schwarz.

1. c 5 n. b 4.

Weiß.

2. L d 1 — b 3 matt.

B.

Weiß.

1.

Schwarz.

1. Beliebig anders.

Weiß.

2. S f 4 setzt durch entsprechendes Abzugschach matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 62.

In einem gesellschaftlichen Kreise war die Zahl der Herren siebenmal größer als die der Damen. Es traf aber ein Besuch von elf Damen und siebzehn Herren ein und es stellte sich heraus, daß nunmehr viermal mehr Herren als Damen anwesend waren.

Wie groß war die Zahl der Damen und Herren vor dem Besuch gewesen?

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 61 Seite 220.

Die Gesellschaft bestand aus 45 Damen und der Beitrag jeder einzelnen betrug 12 M.

Auflösung des Füll-Rätsels Seite 220.

T	H	O	M	A	S
A	u	r	o	r	a
S	p	a	z	z	o
U	n	g	a	r	n
J	a	i	r	u	s
K	a	F	t	a	n

Auflösung des Stern-Bilderrätsels Seite 220.
Das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Wirtschaftsplaudereien.

Zusammenlegbarer Speisefrank. Wir haben kürzlich (Seite 244) auf eine verbesserte Speiseglocke aus Drahtgewebe aufmerksam gemacht, die zum Schutze vor Verunreinigungen der darunter aufbewahrten Speisen durch Insekten z. B. mit einem gewölbten Deckel versehen war. — Zur Aufbewahrung größerer Mengen von Speisen eignet sich ein gleichfalls ganz aus Eisen und Drahtgewebe gebauter, zusammenlegbarer und daher leicht in die Sommerwohnung überführbarer Gaze-Speisefrank. Derselbe besteht, trotzdem er ganz aus Metall gearbeitet, verhältnismäßig nur geringes Gewicht und wird in verschiedenen Größen mit 2 bis 4 Zwischenböden (Etagen) zu Preisen von 13—19—23—33 Mark hergestellt.

Bezugsquelle. Zusammenlegbarer Speisefrank: E. Cohn, Königl. Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Korrespondenz.

Briefliche Anfragen aus Abonnentenkreisen finden fortan nur dann Beachtung, wenn sie unter Angabe der vollständigen Post-Adressen der Fragesteller an uns gerichtet werden.

Haushalt und Küche. G. J. in K. Der Spargel bietet in seiner Bereitung wenig Veränderung, ganz gekocht als Brechspargel oder Suppe sind die allgemein bekannten Bereitungsarten, das folgende Rezept, welches kürzlich die „Küche“ mitteilte, ist neu. Je nach der Personenzahl befreit man eine kleinere oder größere glatte Form mit Butter, belegt den Boden mit einem runden Papier. Ein Schod mittelstarker Spargel schneidet man, sobald er sauber geputzt ist, in 3 Centimeter lange Stücke, welche man in kochendem Wasser weich kocht. Die Schwänze von 2 Schod krebien, welche man ebenfalls in Wasser mit Salz, Petersilie, Zwiebeln abgekocht hat, werden aus den Schalen gebrochen, von einem Teil der Schalen Krebsbutter gemacht, während man einen Teil der Rüdenschilde mit Fleischfarce füllt. 1/2 Liter Sahne quillt man mit 8 ganzen Eiern, etwas Salz und Muskatnuz zusammen, gießt sie durch ein Sieb. Nun belegt man den Boden der Form mit Spargelstücken und Krebschwänzen, den übrigen Spargel, sowie die Krebschwänze in Lagen darauf, füllt die Sahne über und läßt die Form 1/4 Stunden im Wasserbade stehen, ohne zu kochen. Beim Anrichten füllt man den Pudding, legt die in Butter gebratenen Krebsnasen rings herum. Zur Sauce knetet man 50 Grm. frische Butter mit 3 Eßlöffel Mehl klar, thut etwa 1/2 Liter halb Spargelwasser, halb Sahne dazu, ebenso Salz und Muskatnuz, rührt die Sauce auf dem Feuer, bis sie dick wird, und färbt sie mit der Krebsbutter roth.

Kosmetik und Gesundheitspflege. N. B. in G. Daß der Genuß von Milch die „Brust verschleime“, gehört zu den mannichfaltigen, wie es scheint unansrottbar vorurteilen des Laienpublikums. Dr. med. G. Custer sagt darüber in den Schweizer Blättern für Gesundheitspflege: „Milch und Blut — das Sprichwort fügt sie nicht umsonst zusammen und würde die Königin der Kindernahrungsmittel, die herrliche Milch, wirklich die „Brust“ verschleimen, so müßten Brustlinder, die 7—8 Monate lang — oft noch länger — eine fortlaufende Milchlakt an der Mutterbrust genießen, dabei umkommen. Die Samen auf den Alpen, deren Hauptnahrung Milch und Milchprodukte sind, machen mit ihrem gesundheitsfördernden Aussehen auch nicht den Eindruck, als ob der Schleim auf der Brust sie besonders brüde. D. gesunder Menschenverstand, wo bleibt du gerade im Gewöhnlichen und Alltäglichen?“

Verschiedenes. N. v. H. in N. 1) M. Lebl, die Zimmer-, Fenster- und Balkongärtnerci. Stuttgart. Schweizerbarths Verlag 1878; 2) Jäger, die Zimmer- und Hausgärtnerci. Stuttgart und Leipzig, Verlag von Cohn u. Fisch. 2) E. Wicke, Aquarien und Terrarien. Duderstadt, Verlag v. Fr. Haensch.

Anfrage. Zu einer vor ungefähr neun Monaten vollendeten Ölmalerei ist aus Versehen nur Mahol- oder Anhol und kein Trockenöl genommen worden. Die Arbeit ist heute noch ganz flebrig. Giebt es ein Mittel das Trocken zu befördern?
J. v. S.

An unsere Abonnentinnen.

Aus den reichen Borräten an litterarischem Material für das bevorstehende neue Quartal, zu dessen Abonnement wir unsere Leserinnen freundlichst einladen, erlauben wir uns namentlich anzuführen: Novellen von Günther v. Freyberg, Helene Nyblom, Anna Forstenheim, Friedrich Meister, Ludwig Ziemssen und Ilse Frapan.

An größeren und kleineren Aufsätzen aus den Gebieten der Kunst, der Aesthetik, der Geschichte und der Litteraturgeschichte liegt Bedenkensames vor von Ritter v. Vincenti, Siegfried Samolch, Hans Ziegler, D. Neumann-Hofer, D. Beta u. a.; im Fache der Hygiene, der Nahrungsmittellehre und der Küchenchemie bringen wir interessante Artikel von den DD. Drensfurth, Gölner, Schüler u. a.; auf dem Felde des Humors allerlei Drolliges von D. Justinus, Hans Ziegler; außerdem Mannigfaltigstes aus den weiten Gebieten der kunstgewerblichen Arbeit, wie der weiblichen Bestrebungen überhaupt, wo immer dieselben zu guten und schönen Zielen ringen.

Die Redaktion.

Mit dieser Nummer schließt das IIte Quartal.

Das Abonnement für das nächste (IIIte) Quartal bitten wir sogleich erneuern zu wollen, damit jede Störung im Empfang des „Bazar“ vermieden werde. Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Abonnements entgegen und liefern bereits erschienene Nummern des laufenden Quartals nach. Preis vierteljährlich M. 2.50.